1,60 DM / Band 186
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Blutorgel

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Die Blutorgel

John Sinclair Nr. 186

von Jason Dark

erschienen am 26.01.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Blutorgel

Er hatte sich bisher im Hintergrund gehalten. Immer wieder hatte er andere vorgeschickt, die mich, seinen Feind, umbringen sollten.

Nie war es zu einer direkten Konfrontation gekommen, und so rechnete ich auch nicht mehr damit, daß wir einmal gegeneinander antreten würden. Doch unsere Wege kreuzten sich, als ich mich auf die Suche nach der Blutorgel machte; da fand ich nicht nur sie, sondern auch ihn- Asmodis!

In einer gewaltigen Felsenhöhle kam es zum Kampf, und meine Chancen zu über leben waren nie geringer gewesen… Keiner anderen gehörte das teuflisch schöne Antlitz, dessen schmale Lippen sich zu einem spöttischen Lächeln verzogen hatten. »Willst du mich töten?« höhnte sie.

»Dieser verdammte Nebel!« fluchte Victor Tyler erbost. »Das Zeug macht mich noch wahnsinnig. Shit auch…«

»Vic, hör doch auf.«

»Du hast gut reden, Jenny. Sitz du mal hinter dem verfluchten Lenkrad und starr durch die Scheibe nach draußen. Was siehst du? Nichts, nur diese quirlenden, tanzenden Wolken. Wären wir doch bloß in Los Angeles geblieben.«

»Fluchen hilft auch nicht«, hielt ihm seine Frau entgegen. »Außerdem weckst du Ronny.«

»Ja, ja, schon gut.«

In den nächsten Minuten schwieg Victor Tyler. Jenny warf ihrem Mann lange Blicke zu. Normalerweise war Vic sehr ruhig, ihn konnte nichts so leicht aus der Fassung bringen, aber der Nebel auf der Strecke war der reinste Horror. Da verlor selbst ein Mann wie Vic die Nerven. Dabei hatte er so recht. Draußen war alles zu. Der Nebel war vom Meer gekommen und hatte die einsamen Autofahrer überrascht. In Minutenschnelle hatte sich alles zugezogen.

Da quirlte und tanzte es. Wenn man zu lange hineinstarrte, hatte man das Gefühl, von gespenstischen Figuren umringt zu sein, die einen lautlosen Höllenreigen walzten. Die graue Suppe war überall. In jede Felsspalte kroch sie hinein, und selbst die kärgliche Vegetation am Straßenrand war nicht mehr zu erkennen. Das graue Tuch hatte auch sie zugedeckt.

Vic Tyler kurbelte die Scheibe nach unten. Augenblicklich drangen die kühlen Schwaden ein und füllten das Innere des Wagens. Tyler fuhr noch langsamer, beugte seinen Kopf durch das offene Fenster und schaute nach draußen.

»Was ist denn?« fragte Jenny.

»Ich suche den Mittelstreifen.«

»Den hab ich noch nie gesehen.«

»Aber ich. Am Anfang der Straße. Als wir den letzten Ort verlassen haben.«

»Und wann erreichen wir den nächsten?« fragte Jenny.

Ihr Mann hatte sich wieder normal hingesetzt. »Weiß ich doch nicht«, gab er schroff zurück. »Bin ich Jesus?«

»Nein aber deine Laune ist heute mal wieder zum Verlieben.«

»Kannst ja den Nebel wegpusten, dann lache ich auch wieder.«

Vom Rücksitz her meldete sich der siebenjährige Ronny. Seine Stimme klang quängelnd, als er sagte: »Mummy, ich muß mal.«

Die Frau drehte sich um. »Gleich«, erwiderte sie, »gleich erreichen wir einen Ort, wo wir anhalten können.«

»Nichts erreichen wir!« schimpfte Vic Tyler. »Ich weiß gar nicht wo wir stecken.«

Seine Frau holte die Karte, während Ronny sich auf der Sitzbank lang

machte und mit einer Popcorn-Tüte knisterte.
Jenny entfaltete die Karte. Sie hatte as dem Handschuhfach auch eine kleine Lampe hervorgeholt, deren dünner Strahl dünner Strahl über die Linien, Kreise und Striche der Autokarte glitt.
»Hast du es?« fragte Vic.
»Moment noch.«
»Den Highway haben wir verpaßt.«
»Das wußte ich ja.«
»Der letzte große Ort, den wir verlassen haben und wo du vergessen hast zu tanken, hieß Santa Ynez, wir befinden uns inmitten der San Rafael Montains.«
»Du könntest Geographie Lehrerin werden«, meinte Vic Tyler spöttisch.
»Willst du nun eine Auskunft oder nicht?«
»Schon gut, mach weiter.«
»Pine Muff«, sagte die Frau nach einer Weile. »So heißt der nächste Ort.«
»Ist er groß?«
Jenny Tyler lachte auf. »Von wegen groß, das ist ein Kuhkaff, mehr nicht.«
»Hauptsache es gibt da eine Tankstelle.«
»Und ein Klo«, meldete sich Ronny.
»Auch das«, knurrte sein Vater.
»Ich habe Hunger«, sagte Jenny.
»Denk an deine Figur.«
»Himmel, ein Sandwich oder ein Hamburger wird mir schon nicht schaden. Stell endlich deine schlechte Laune ab, es sind nur noch ein paar Meilen.«
»Wieviel genau?«
»Vier.«
»Dazu brauchen wir eine halbe Stunde.«
»Ich muß aber«, beschwerte sich Ronny.
Victor Tyler fletschte die Zähne wie ein hungriger Löwe. »Wie alt bist du eigentlich?« knurrte er. »Kannst du es nicht einhalten?«
»Wenn er doch muß«, sagte die Frau.
Damit hatte sie ihren Gatten auch schon überredet. Kaum stand der Wagen, da stieß Ronny schon die Tür auf und sprang nach draußen.
Seine Mutter öffnete ebenfalls die Beifahrertür.
»Willst du auch aussteigen?« fragte Vic.
»Ja.«
»Hier gibt es aber Schlangen und…«
»Ich will mir nur die Beine vertreten.«
»Schon gut.« Vic griff zu den Zigaretten und nahm das letzte Stäbchen aus der Packung. Sobald sie in Pine Bluff eingetroffen waren,

würde er sich neue holen.
Jenny Tyler vertrat sich inzwischen die Beine. Sie war eine hochgewachsene Frau von 31 Jahren, nicht mehr ganz schlank, aber auch nicht üppig zu nennen, sondern eben durchwachsen. In den letzten zwei Jahren hatte sie allerdings einige Pfunde zugenommen, und sie mußte beim Essen wirklich achtgeben. Ihr braunes Haar trug sie zu langen Locken gedrehte, wie es jetzt modern war. Für die Fahrt hatte sie einen khakifarbenen bequemen Hosenanzug angezogen. Allerdings mit Hosen, die am Knie endeten, so schrieb es die neuste Mode vor.
Wohl fühlte sie sich nicht. Ihr war doch ein wenig unheimlich zumute, so allein im Nebel. Obwohl der Ford nur wenige Schritte entfernt stand, war er nur als Schemen zu erkennen.
Sie fröstelte.
Gestalten aus dem Schattenreich gleich tanzten die Schwaden über der Straße und hingen wie bleiche, lange Schleier rechts und links der Fahrbahn in den vertrockneten Krensotbüschen. In dieser Gegend war wirklich der Hund begraben. Irgendwo hinter dem Nebel lagen die karstigen Bergrücken der San Rafael Montains, von der Sonne verbrannt und ausgetrocknet.
Die Familie Tyler wohnte in Francisco. Vic hatte geschäftlich nach Mexico gemußt und Frau und Sohn eben mitgenommen. Hätte einer von ihnen gewußt, daß das Wetter so mies werden würde, dann hätten sie die Heimfahrt verschoben.
»Ronny!« rief sie, ein wenig er schreckt darüber, daß sich der Junge nicht meldete.
»Ja.« Seine Stimme klang dünn.
»Komm endlich zurück. Wir wollen weiter.«
»Gleich, Mummy, gleich.«
»Nein, sofort.«
»Mummy!« Da war der Schrei. Ronny hatte ihn in höchster Not ausgestoßen und Jennifer zuckte zusammen, als sie ihn vernahm. Eine Gänsehaut rann über ihren Körper.
Vic stieß den Wagenschlag auf. Auch er hatte den Schrei vernommen.
»Was ist?« fragte er.
»Ich weiß es nicht, aber Ronny…«
Wieder der Schrei. »Neiinnn…«
Da gab es für Vic Tyler kein Halten mehr. Er spurtete um den Wagen herum, sprang in das ihm unbekannte Gelände und rannte einen schrägen Hang hoch, wobei sich seine Hosenbeine mehrmals im Gestrüpp verfingen und er nur mit Mühe loskam.
Dann stolperte er über einen Stein, fiel hin und raffte sich wieder auf.
»Ronny!« brüllte er, und seine Stimme wurde vom dichten Nebel

verschluckt. Das Herz pumpte in seiner Brust. Er hatte rasende Angst um seinen Sohn.

Eine Gestalt.

Schattenhaft tauchte sie aus dem Nebel auf. Schattenhaft und torkelnd, mit ausgebreiteten Armen.

Ronny!

Vic Tyler breitete seine Arme aus, und Ronny flog hinein. Er zitterte am gesamten Körper, schluchzte und wollte sich kaum beruhigen. Hinter Vater und Sohn knirschten Schritte.

Die Mutter kam.

»Was ist denn geschehen?« rief sie atemlos, als sie neben den beiden stehenblieb.

»Ja, was war los?« fragte auch Mr. Tyler.

Ronny schluckte ein paarmal und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Ich… ich wollte ja nur eben… Und da sah ich ihn.«

»Wen?« fragte Vic.

»Den Mann, die Gestalt. Ich habe da an einem Busch gestanden.«

Der Junge drehte sich um und wies in die entsprechende Richtung.

»Also, da stand ich und zog gerade den Reißverschluß hoch, als er plötzlich ankam. Der rannte den Hang runter, das war ein Riese, glaubt mir, und der sah aus wie der Teufel, mit Hörnern auf dem Kopf und glühenden Augen. Ehrlich, Mummy…«

Da lachten beide. »Junge«, sagte Vic Tyler, »du hast dir etwas eingebildet, wirklich. Es gibt keinen Teufel. Der Nebel hat dir etwas vorgegaukelt. Das passiert schon mal, glaub mir. Wenn ich lange in den Nebel starre, dann sehe ich auch immer Gestalten.«

»War das ein Geist, Dad?«

»Geister gibt es nicht.«

»Aber ich habe gelesen, daß…«

»Vergiß es!« unterbrach Vic Tyler seinen Sohn. »Papier ist geduldig, wirklich.«

»Und die Geschichten, die Großvater immer erzählt hat? Von den Geisterstädten im Wilden Westen und so?«

»Sind alle erlogen!«

»Schwörst du's?«

Vic Tyler hob den Arm. »Ich schwöre es. Jetzt wird es Zeit, wir wollen schließlich nicht hier festwachsen. Außerdem haben wir Hunger.« Vic strich seinem Sohn über den Kopf. »Oder würde dir kein Cheeseburger schmecken?«

Ronnys Augen begannen zu glänzen. Der Junge hatte das gleiche braune Haar wie seine Mutter. Die blauen Augen hatte er von seinem Vater geerbt. Das Gesicht war schmal und irgendwie lausbübisch mit den zahlreichen Sommersprossen, die sich in unmittelbarer Nähe der Nase gruppierten.

Das Ehepaar nahm seinen Sohn in die Mitte. Gemeinsam marschierten die drei den Hang zum Wagen hinunter. Er war noch gar nicht zu sehen. Erst dicht vor der Straße tauchte er als Schemen aus der dunkelgrauen Suppe auf, die inzwischen ihre Farbe gewechselt hatte, denn es war schon dämmrig geworden.

Vic Tyler hatte den Ford nicht abgeschlossen. Sie wollten gerade einsteigen, als sie das Geräusch hörten.

Nein, kein Geräusch, sondern Musik!

Orgelspiel!

Irgendwie schwermütig hörte es sich an. Die Melodienfetzen drangen durch den dicken Nebel. Es war ein Lied, dessen Melodie der Familie zwar bekannt war, doch den Text wußten sie nicht. Sie erinnerten sich nur daran, daß man es immer auf Beerdigungen spielte…

»Das ist ja schlimm«, flüsterte Mrs. Tyler. »Dabei kann einem Angst und Bange werden. Außerdem wer spielt denn um diese Zeit Orgel?«

»Was heißt um diese Zeit?« Vic warf einen Blick auf seine Uhr. »Es ist später Nachmittag oder früher Abend, ganz wie du willst, Darling.«

»Seltsam finde ich es schon«, erwiderte Jennifer.

»Ich auch«, antwortete ihr Mann, stieg in den Wagen, schlug die Tür zu und fuhr an.

Ein Gespräch wollte nicht mehr aufkommen. Jeder der drei verspürte ein ungutes Gefühl…

***

Zu dritt saßen wir in der prächtigen Hotelhalle und schlürften Drinks. Die Getränke waren zwar sehr gut, das Hotel ebenfalls, trotzdem hatte ich schlechte Laune.

Der Nebel war schuld daran.

Wir saßen fest, kamen einfach nicht weg. Hatten wir zuerst gedacht, er wäre ein lokales Ereignis, so mußten wir erfahren, daß er einen großen Teil von Kalifornien bedeckte. Und das im Land der vielen Sonne und des Urlaubs. Niemand wußte auch, wann er sich verflüchtigte. Eins jedoch war sicher: Starten konnten wir nicht, weil der Los Angeles International Airport seinen Flugbetrieb eingestellt hatte, diesmal nicht wegen eines Fluglotsenstreiks.

Aber wir mußten nach London. Ich hatte mit Sir James telefoniert. Er wollte uns dahaben, und das so schnell wie möglich. Leider wußten wir auch nicht, wo Myxin und Kara steckten. Die beiden hatten Suko und mich bei unserem letzten Abenteuer begleitet. Danach waren sie verschwunden. Klammheimlich wie immer.

Der dritte Mann an unserem Tisch ahnte, welche Gedanken sich hinter meiner Stirn bewegten. Er lächelte und sagte: »Nehmen Sie es nicht tragisch, John. Schauen Sie sich was von der Stadt an.«

»Bei dem Nebel?«

Captain Holling lachte. »Ja, da haben Sie recht. Daran dachte ich nicht.«

»Und Hollywood ist auch nicht mehr das, was es einmal war«, erwiderte ich.

»Sie können ja auch den Vernehmungen beiwohnen«, schlug der Polizist vor.

Dazu hatten wir auch keine Lust, denn Suko schüttelte wie ich den Kopf.

Wir hatten gerade einen Fall hinter uns. Um die Reste konnte sich die örtliche Polizei kümmern. Genau wußte auch der Captain nicht, um was es ging. Wir hatten ihm von einer Sekte erzählt, zu der auch Polizeibeamte gehörten. Irgendwie hatten wir nicht einmal gelogen, denn Izzi, der Urzeit-Götze, wurde wirklich von den Menschen fast schon angebetet.

Ich hatte gegen ihn gekämpft, ihn jedoch nicht besiegen, wohl aber verletzen können. Mit dem Schwert, das einmal Destero gehört hatte, traf ich ihn zweimal. Dann war er verschwunden, hineingerutscht in die Tiefe der Erde, aus der er entstiegen war.

Allerdings war es uns gelungen, die beiden Totenpriester aus Atlantis, Izzis große Diener, auszuschalten. Kara hatte dafür gesorgt. Das Schwert mit der goldenen Klinge tötete die Totenpriester, die hier in L.A. einen schon legendären Ruf als Privatdetektive mit tollen Erfolgschancen gehabt hatten.

Natürlich war die örtliche Polizei überrascht worden. Es hatte zahlreiche Vernehmungen gegeben, und die Menschen berichteten samt und sonders von einem Riesenwurm, der aus dem Boden gekrochen war. Suko und ich bestätigten die Aussagen nicht, so daß ein Polizeipsychiater auf Massenpsychose diagnostizierte.

»Wollen Sie es sich nicht doch überlegen?« fragte mich der Captain.

Ich schüttelte den Kopf. »Sorry, Captain, wir bleiben nicht hier.«

Holling strich über sein dunkles Haar. »Aber der Flughafen ist geschlossen, John. Sie werden keine Maschine finden…«

»Wer redet denn von einer Maschine?« fragte ich.

Holling hob überrascht die Augenbrauen. »Jetzt sagen Sie nur noch, Sie wollen mit einem Wagen..«

»Genau das wollen wir.«

»Großer Gott, überall ist Nebel.«

»Aber nicht im Norden.«

»Sie meinen Kalifornien?«

»Ja, ich rede von San Francisco.«

»Die sind allerdings verschont geblieben. In der Höhe von Soleda hört der Nebel auf. Aber bis dahin müssen Sie erst einmal fahren. Das dauert bei diesem Wetter ziemlich lange.«

»Ja, ich weiß. Wir nehmen allerdings nicht den Küstenhighway, denn

jeder Bericht, der mit dem Wetter zusammenhängt, spricht davon, daß es in Küstennähe stärkere Nebelfelder gibt als im Landesinnern.«

Der Captain hob die Schultern. Er warf Suko einen fragenden Blick zu.

»Was sagen Sie denn dazu, Suko?«

»Ich stimme meinem Freund zu.«

»Auch ein Verrückter«, stöhnte Holling. »Der Nebel kann innerhalb weniger Stunden vorbeisein. Dann können Sie starten und…«

»Laut Wetterbericht dauert er noch zwei Tage an«, entgegnete ich.

Der Captain winkte ab. »Ach, die Wetterfrösche.«

»Es bleibt bei unserem Entschluß.«

»Zudem haben wir uns bereits einen Wagen besorgt«, erklärte mein chinesischer Freund.

Der Captain schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und stand auf.

»Da kann ich Ihnen auch nicht helfen. Auf jeden Fall wünsche ich Ihnen viel Glück und ferner, daß Frisco frei ist und Sie der Nebel nicht einholt.«

»Danke, das können wir brauchen.«

»Sollten Sie trotzdem irgendwo feststecken, dann rufen Sie an. Wir schicken, sobald es geht, einen Hubschrauber, der Sie aus einem Kaff herausholt. Auch auf Autos ist heutzutage kein Verlaß mehr. Sie geben manchmal ihren Geist auf.«

Ich bedankte mich bei dem Captain auch in Sukos Namen. Der Polizeioffizier ging. Auf ihn wartete noch einiges an Arbeit. Der letzte Fall war für die Polizei noch längst nicht erledigt. Es galt, zahlreiche Ermittlungen durchzuführen.

Die Rechnung war schon fertig. Wie hier üblich, zahlte ich mit Karte.

Auch der Portier warnte uns noch einmal, doch wir ließen uns von unserem Entschluß nicht abbringen. Untätig im Hotel herumzusitzen, das war nicht unsere Art. Wir mußten zusehen, daß wir weiterkamen.

Vielleicht hatten wir am Abend den Nebel schon hinter uns.

Ich war da ziemlich optimistisch…

***

WELCOME IN PINE BLUFF Den Text konnte Vic Tyler nur mehr raten als lesen, obwohl er den Wagen so dicht an dem Schild vorbeilenkte, daß er nur hätte die Hand auszustrecken brauchen, um es zu berühren.

»Na endlich«, sagte er.

Auch Jenny atmete auf. Aus dem Fond fragte Ronny, der Siebenjährige: »Kriege ich hier was zu essen?«

»Klar, bekommst du«, erwiderte sein Vater.

Nach dem Stopp waren sie nicht länger als eine Viertelstunde

unterwegs gewesen. Rechts waren die ersten Häuser zu sehen. Meist nur schemenhaft zu erkennen. Verschwommene Umrisse, Fassaden, die mit der grauen Suppe verschmolzen. Allerdings sahen sie keine Tankstelle, wie es sonst an Ortseingängen üblich ist.

Dafür entdeckten sie Lichter.

Sie wirkten wie winzige Sonnen, die haltlos in der Luft hingen und von Wolkenbänken umgeben waren, so daß sie an den Rändern zerfaserten.

Ein tanzendes Licht kam ihnen entgegen. Dumpf erklang das Geräusch eines Motors. Es war eine zweirädrige Maschine, die vorbeifuhr und vom Nebel verschluckt wurde.

»Ein Kaff am Ende der Welt, mehr scheint dieses Pine Bluff nicht zu sein«, kommentierte Vic Tyler.

»Vielleicht eine Geisterstadt«, meinte der Junge.

»Die gibt es nicht«, erwiderte sein Vater.

»Aber Großvater…«

»Hör auf, der hat nur Unsinn erzählt. Er wollte dich in Angst machen, das ist alles.«

Ronny schwieg eine Weile, während seine Eltern links und rechts aus dem Fenster schauten und dabei versuchten, die Nebelbrühe mit ihren Blicken zu durchdringen.

»Gibt es denn hier kein Restaurant oder eine Cafeteria«, schimpfte Vic Tyler.

»Wir sind ja gerade erst eingefahren.«

Vic hob die Schultern. Im Fünf-Meilen-Tempo rollten sie über die Main Street.

»Ob der Mann, den ich gesehen habe, auch hier ist?« fragte der Siebenjährige plötzlich.

»Da war keiner«, erwiderte sein Vater.

»Doch, Dad, ich habe ihn gesehen.«

»Mit glühenden Augen, wie?«

»Ehrlich, Daddy.«

»Da, Vic!« rief Jennifer Tyler plötzlich. »Da ist ein Lokal. Auf der rechten Seite.«

Tyler schaute ebenfalls genau hin. Er grinste. »Wer sagt’s denn? Hier gibt es doch Menschen.« Rotgrün war die Werbung über dem Eingang einer Gaststätte zu sehen. Sie sahen jetzt auch parkende Wagen am Straßenrand, ein Zeichen, daß sich Menschen innerhalb der Gaststätte befanden.

Zwischen zwei Fahrzeugen befand sich eine breite Lücke, in die Victor Tyler seinen Ford hineinlenken konnte. Mit den Vorderreifen ruckte er noch über den Kantstein, fuhr einmal zurück, kurbelte am Volant und stand richtig.

»Alles aussteigen«, sagte er.

»Moment noch.« Jenny hielt ihren Mann auf. »Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich keine Lust mehr, weiterzufahren. Wäre es nicht besser, hier zu übernachten? Vielleicht hat sich der Nebel am nächsten Tag gelichtet.«

Das paßte Vic Tyler zwar nicht in den Kram, aber ihr Ziel erreichten sie in der Nacht doch nicht, auch wenn sie weiterfuhren. »Mal sehen«, sagte er.

Alle drei stiegen aus. Sie blieben auf dem Gehsteig stehen und reckten ihre Glieder.

Zwei Menschen kamen ihnen entgegen und drückten sich an ihnen vorbei, ohne irgend etwas zu sagen.

»Komisches Nest«, meinte Jenny.

Vic hob die Schultern. »Wir sind hier im tiefsten Land, da reagieren die Leute anders als in Frisco.«

»Ja, das merke ich.«

»Zudem sind sie selbst sauer über den Nebel. Wäre ich auch, wenn ich hier wohnte.«

Jenny hakte sich bei ihrem Mann ein und nahm den Jungen an die Hand. Nebeneinander her schritten sie auf den Eingang der kleinen Gaststätte zu.

Als sie dicht davorstanden, konnten sie sogar die Schrift lesen. Sie bestand tatsächlich aus roten Leuchtbuchstaben mit einem grünen Rand. Die Nebelschlieren bewegten sich davor und sahen aus wie grünrote Schleier.

Es gab ein Fenster, durch das man in die Gaststätte schauen konnte.

Sie war größer, als die Familie zuerst angenommen hatte, denn hinter der Tür führte sie schlauchartig in das Haus hinein.

Vic betrat als erster das Lokal. Warmes Licht empfing ihn.

Da die Tür knarrte, merkten die Gäste, daß jemand das Lokal betreten hatte. Wie vom Band gezogen, bewegten sich die Köpfe. Jeder schaute den Neuankömmlingen ins Gesicht.

Etwa fünfzehn Männer saßen an den Tischen und an der langen Theke hinter der die einzige Frau stand. Sie hatte pechschwarzes Haar, das hochgesteckt war, trug einen knallroten Pullover mit V-Ausschnitt und war etwa vierzig Jahre alt. Die Lippen hatte sie grell geschminkt und verzog diese zu einem Lächeln, als sie die Familie sah.

»Guten Abend«, gab sie den Gruß zurück.

Vic ging vor zur Theke.

Seine Frau und der Junge folgten ihm langsam. Jenny fühlte sich unbehaglich, während Ronny sich scheu umblickte.

Es war still im Lokal. Als die Tylers stehenblieben, verstummten auch ihre Schritte.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte die Schwarzhaarige.

»Ja, Madam«, sagte Vic Tyler und nickte dazu. »Wir sind auf der

Durchreise…«

»Bei diesem Nebel.«

»Wir wußten nicht, als wir abfuhren, daß es so schlimm kommen würde.«

»Ja, so etwas hatten wir selten. Aber bitte, was kann ich für Sie tun, Mister?«

»Hätten Sie vielleicht eine Kleinigkeit zu essen?«

»Natürlich, ich kann Sie doch nicht hungern lassen.«

»Was haben Sie denn?«

»Ich will einen Hamburger«, krähte der kleine Ronny.

Die Frau beugte sich vor. »Bekommst du, Junge, sogar einen sehr großen.«

»Au fein.«

»Sei nicht so vorlaut«, sagte Jenny.

»Ach, lassen sie den Jungen. Kinder sind eben so. Und möchtest du auch was trinken?«

»Ja, Cola.«

»Haben wir auch.«

Vic fragte seine Frau. »Was hast du dir ausgesucht?«

»Ich habe auch noch ein paar Sandwiches«, erklärte die Wirtin. »Sind sogar frisch.«

Jenny nickte. »Das würde mir reichen.«

»Okay«, sagte Vic. »Bringen Sie zweimal einen Sandwich, einen Hamburger, Cola und Kaffee.«

»Geht in Ordnung.« Die Wirtin deutete in den Gastraum. »Es gibt noch genügend freie Tische. Sie können Platz nehmen, wo Sie wollen.«

»Danke.«

Die Familie suchte sich einen runden Tisch aus, nicht weit entfernt von zwei Spielautomaten und einem Billardtisch. Ronny wollte sofort spielen, doch sein Vater war dagegen.

Jenny hatte sich so gesetzt, daß sie die Gäste nicht anzuschauen brauchte. Sie hielt den Blick gesenkt, und Vic legte seine Hand auf die ihre.

»Fehlt dir was, Liebling?«

»Nicht direkt.«

»Sondern?«

»Schau dich doch mal hier um. Die Leute sagen kein Wort. Sie sitzen da und starren.«

»Wir sind eben auf dem Lande.«

»Nein, Vic, das hat damit nichts zu tun.« Sie beugte sich vor und senkte ihre Stimme noch mehr. »Also, ich sage dir eins, hier übernachte ich nicht.«

»Brauchst du auch nicht.«

»Dann bin ich beruhigt.«

»Sei still, die Wirtin.«
Sie hatte den Platz hinter der Theke verlassen und trug ein Tablett.
Auf ihm standen die Getränke. Der Junge bekam die Cola, die Erwachsenen ihren Kaffee.
»Der wird Ihnen gut tun«, sagte die Schwarzhaarige und wandte sich an den Jungen. »Dein Hamburger kommt etwas später. Ich hoffe, du kannst noch so lange warten.«
»Klar, Misses.«
Die Frau verschwand wieder.
Jenny beugte sich vor. »Ich glaube, die ist die einzige hier, die reden kann.«
Ihr Mann hob nur die Schultern, stand auf und holte ein Päckchen Zigaretten aus dem Automaten.
Ronny wollte wieder spielen. Damit seine Eltern ihre Ruhe hatten, gaben sie nach. Der Junge bekam ein paar Münzen, warf sie in das Gerät, und schon begann es zu rattern.
»Ich gehe mal zur Toilette«, sagte Jennifer und erhob sich. Ihr Mann nickte.
»Nehmen Sie rechts die Tür und dann um die Ecke!« erklärte die Wirtin.
»Danke.«
Ein dunkelgrün gestrichener Gang nahm die Frau auf. Es gab mehrere Türen. Bei der zweiten war Jenny Tyler richtig. Sauber waren die Räume nicht. Als Jenny danach vor dem halbblinden Spiegel stand und sich ihr Haar kämmte, verzog sie angewidert das Gesicht. Mit dem Stift malte sie die Konturen ihrer Lippen nach. Das ganze Lokal gefiel ihr nicht, überhaupt hätten sie lieber noch in L.A. bleiben sollen, doch sich darüber Gedanken zu machen, war müßig. Sie befanden sich auf der Fahrt, und es gab kein Zurück. Wenn sie gegessen hatten, wollten sie so rasch wie möglich wieder weiter.
Sie verstaute den Lippenstift in ihrer Handtasche und wandte sich ab.
Die Tür zeigte Flecken, auch sie knarrte, als sie aufgezogen wurde.
Jenny betrat den Gang und stieß einen leisen Schrei aus.
Da stand jemand!
Ein Gast aus dem Lokal. Er trug ein blaues Hemd und eine alte Cordhose. Aus großen Augen starrte er sie an, sein Gesicht wirkte seltsam bleich im Licht der fahlen Deckenleuchte. Dafür sahen die Augen aus wie Kohlestücke.
»Lassen sie mich vorbei«, forderte Jenny, als sie den ersten Schreck überwunden hatte.
Der Mann kicherte, rückte zur Seite und blieb dicht an der Wand stehen.
Jenny konnte passieren. Als sie schon fast vorbei war, streckte der andere seinen Arm aus und legte die Hand auf Jennys Schulter. »Du«,

flüsterte er, »du…«

Hastig riß die Frau sich los. Sie hörte den Mann noch lachen, als sie schon die Tür zum Lokal aufgezogen hatte. Auf dem Tisch stand bereits ihr Essen.

»Was ist mit dir?« fragte Vic, als Jenny sich setzte. »Du siehst so blaß aus.«

»Da stand einer.«

»Wo?«

»Im Gang.«

»Und?«

»Ich weiß nicht, was er wollte, aber komisch war es schon, Vic. Du, ich habe Angst.«

»Ach, das brauchst du nicht.«

»Doch, Vic. Laß uns so schnell wie möglich fahren.«

»Klar, nach dem Essen.«

Ronny stieß plötzlich einen Jubelruf aus, denn der Apparat spie eine Anzahl Dollarstücke aus. »Gewonnen«, jubelte der Kleine. »Ich habe gewonnen.« Er stand auf, war mit zwei Schritten am Spielautomaten und sammelte das Geld ein. Er ließ es in seinen Hosentaschen verschwinden.

Das Essen war nicht eben berauschend. Die Sandwiches konnte man als staubtrocken bezeichnen, und der Belag hatte seine Farbe ebenfalls verändert.

Nur Ronny war zufrieden.

Seine Eltern leerten noch den Kaffee. »Du könntest zahlen«, sagte Jenny.

Vic winkte der Wirtin. Sie kam sofort. »Hat es Ihnen geschmeckt?« fragte sie.

»Ja, gut.«

»Das freut mich.«

»Wieviel haben wir zu zahlen?«

»Moment.« Rasch rechnete sie zusammen und nannte den Preis. Vic beglich die Rechnung.

»Wollen Sie denn noch weiter«? fragte die Wirtin, nachdem sie das Geld eingesteckt hatte.

»Eigentlich schon.«

»Aber der Nebel.«

»Wir haben uns daran gewöhnt.«

»Na ja, ist Ihr Bier.«

»Ach so«, sagte Vic, »ich hätte da noch eine Frage. Wir müssen unbedingt tanken. Gibt es hier eine Tankstelle?«

»Ja, am Dorfeingang. Wenn Sie aus L.A. kommen, müßten Sie die Tankstelle eigentlich gesehen haben.«

»Nein, es war..«

Die Wirtin schlug sich gegen die Stirn. »Wie konnte ich das vergessen, Grayson hat ja schon geschlossen. Aber Sie haben Glück, er ist zufällig hier. Ich kann ihn mal fragen.«

»Wenn Sie das täten?«

»Natürlich.« Die Wirtin ging zu einem der Tische, an dem drei Männer saßen. Es war nicht zu verstehen, was sie sagte, auf jeden Fall erhob sich ein Mann und nickte den Tylers zu. Er trug eine blaue Schirmmütze, einen Pullover und eine dunkle Hose. Dann verließ er das Lokal, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Die Wirtin kam zurück. »Sie haben Glück. Grayson öffnete seinen Laden noch.«

»Na, da bin ich aber froh.«

»Sie brauchen nur, zu drehen, Mister.«

»Klar.« Die Tylers standen auf und gingen.

Draußen meinte Vic: »Scheinen doch nicht so schlecht zu sein, die Leute hier.«

»Ich weiß nicht so recht«, murmelte Jenny.

Vielleicht hätten die Tylers noch einmal zurückgehen sollen. Sie taten es aber nicht, und so blieb der Aufbruch einiger Gäste von ihnen auch unbemerkt.

Die Männer verschwanden durch die Hintertür, verfolgt von den Blicken der Wirtin, um deren Mundwinkel ein teuflisches Lächeln lag…

***

Sie waren wieder unterwegs. Allerdings in entgegengesetzter Richtung.

Vic hatte an der linken Seite die Scheibe nach unten gekurbelt, damit er auch neben sich auf die Straße schauen konnte, wobei er allerdings mehr in eine wogende Nebelwand blickte, die sich auch an den Häusern entlang zog.

Sie fuhren schon so langsam, daß der Motor fast erstarb. Der Nebel wogte in das Wageninnere und legte sich kühl auf ihre Gesichter. »Daß wir auch beim erstenmal die Tankstelle übersehen haben«, beschwerte sich Jennifer.

»Sie war doch geschlossen.«

Ronny hockte wieder auf dem Rücksitz und zählte seinen Gewinn.

»Über zwanzig Dollarstücke!« rief er enthusiastisch. »Davon kaufe ich mir etwas, ehrlich…«

»Kannst du.« Seine Mutter lachte.

»Da!« sagte Vic Tyler plötzlich. »Da ist ein Licht. Und es bewegt sich sogar.«

In der Tat sahen beide in der grauen Nebelsuppe einen verwaschenen Schein, der einen Kreis bildete. Dort leuchtete jemand mit einer

Taschenlampe.
»Die Tankstelle, wer sagt's denn?« fragte sich Jenny.
Vic schaute in den Außenspiegel und blinkte. Sicher war sicher, denn er mußte die Straße überfahren.
Vorsichtig hielt er auf das Licht zu. Das Scheinwerferlicht seines Wagens wurde schon nach wenigen Yards vom Nebel verschluckt, als würde das Maul eines gierigen Ungeheuers es aufsaugen.
Schattenhaft sahen sie die Gestalt. Noch immer schwenkte sie die Taschenlampe. Dann schälten sich aus der grauen Wand die Umrisse eines Menschen hervor.
Es war der Mann mit der Mütze, der sich zum offenen Fahrerfenster hinunterbeugte, als Vic Tyler den Ford stoppte.
»Fahren Sie jetzt nach rechts, da sehen Sie schon die Tanksäulen. Ich warte dort.«
»Okay.«
Der Tankwart verschwand.
Bevor Vic Tyler den Wagen starten konnte, wurde er von seinem Sohn unterbrochen. »Daddy«, sagte er.
»Was ist denn?«
»Ist dir nichts aufgefallen?«
»Nein.«
»Der Mann, Daddy, der Mann, der hat nicht geatmet!«
Tyler wollte leicht Gas geben, kam jedoch nicht dazu, seinen Fuß auf das Pedal zu setzen. Der Schreck war ihm in die Glieder gefahren. »Was sagst du da?«
»Ja, Dad, der hat gar nicht geatmet.«
Vic Tyler holte tief Luft. »Das darf doch nicht wahr sein, Junge. Mach mich nicht verrückt.«
»Es stimmt aber.«
»Fahr weiter, Vic«, sagte Jenny. »Ich will hier keine Sekunde länger bleiben.«
»Klar.« Tyler tippte das Gaspedal an, und der Ford setzte sich langsam in Bewegung. Nach wenigen Yards sahen sie auch die drei Tanksäulen, auch ihre Konturen wirkten verschwommen, so als wären sie überhaupt nicht richtig vorhanden.
Der Wagen rollte aus. An zwei Säulen war Vic vorbeigefahren und stoppte an der dritten.
Dort stand der Tankwart bereits in Wartestellung. Er hielt den langen Tankschlauch in der Hand. Die metallene Röhre war leicht gebogen, die Mündung wies auf den Wagen und dabei direkt ins offene Fenster.
Vic drehte den Kopf. »Sie können den Deckel so öffnen«, sagte er, »ist nicht abgeschlossen.«
Der Tankwart nickte. Sein Gesicht schimmerte bleich durch den grauen Nebel. Er ging noch einen Schritt vor. Vic Tyler glaubte, ein

Grinsen auf Graysons Gesicht zu sehen, konnte sich allerdings auch täuschen, weil der Nebel die Konturen ziemlich verzerrte.

Tyler lehnte sich zurück. Für einen Moment schloß er die Augen, das war sein Fehler.

»Vic!« Er hörte Jennifers Schrei und drehte den Kopf dem Tankwart zu. Zu spät.

Grayons hatte bereits reagiert und den Griff gedrückt. Der dicke Benzinstrahl ergoß sich in das Innere des Wagens…

***

Vic Tyler bekam ihn voll ins Gesicht. Er hatte den Mund nicht rechtzeitig schließen könne, so daß ihm Treibstoff in den Mund drang und er ihn herunterschluckte.

Neben ihm schrie Jenny.

Auch der Junge begann zu brüllen und klammerte sich an den Schultern seiner vor ihm sitzenden Mutter fest.

Vic Tyler riß die Augen auf. Er sah nur Benzin, spürte das Brennen in seinem Gesicht, hörte das hämische Lachen und schlug blindlings um sich.

Er hatte Glück, seine Hand traf den metallenen Schlauchabschluß und drückte ihn zur Seite. Jetzt wurde er nicht mehr getroffen, dafür ergoß sich das Zeug in den Fond, wo der siebenjährigen Ronny hockte.

Die Ladung klatschte neben ihn. Er bekam einiges mit, schrie weiter und drückte sich ganz in die Ecke.

Vic schlug zu. Seine Faust traf das Gesicht des Mannes. Der nahm den Schlag hin, ohne den Schlauch loszulassen.

»Du mußt die Tür öffnen!« rief Jenny verzweifelt.

Das tat Vic auch. Wuchtig rammte der die Fahrertür nach außen. Als sie gegen das Knie des Tankwarts prallte, hörte es sich an, als würde jemand einen Gong anschlagen.

Grayson wurde zurückgeschleudert. Er riß auch den Benzinschlauch mit, prallte gegen eine Tanksäule, rutschte dabei noch auf einer Treibstofflache aus und fiel zu Boden.

»Fahr weg!« kreischte Jenny und trommelte auf das Armaturenbrett. »Himmel, Vic, fahr weg!«

Tyler startete, kuppelte, gab Gas. Der Wagen nickte an. Mit dem linken Kotflügel nahm er noch ein Kunststoffgestell mit, auf dem einige Dosen mit Öl standen. Das Regal kippte um, und die Dosen rollten über den Boden. Zwei wurden von den Vorderreifen des Wagens zerquetscht.

Vic raste los. Er riß das Volant nach rechts, kurbelte wie verrückt und schaffte es doch nicht ganz, die Kurve zu nehmen. Aufgestapelte Autoreifen waren ihm im Weg. Er fuhr dagegen, und der kleine Turm

brach zusammen. Die Reifen dröhnten gegen die Karosserie und machten sich sogar selbständig, in dem sie vor dem Wagen herrollten und irgendwann umkippten, wenn sie das Gleichgewicht verloren.

Im Fond weinte der Junge Auch Jennifer schluchzte. Sie hatte eine ebenso große Angst wie ihr Kind.

»Was war das nur?« flüsterte sie unter Tränen. »Mein Gott, was sind das für Menschen?«

Ihr Mann gab keine Antwort. Er würgte. Der Benzingeschmack in seinem Mund war ekelerregend. Überall im Wagen befand sich Benzin, dessen Dämpfe trotz der einströmenden Luft es fast unmöglich machten, normal zu atmen.

»Fahr doch!« schluchzte Jenny Tyler. »Bitte, Vic..«

»Ja, ja, ja…« Er trat auf das Pedal, schaltete höher, und der Wagen bekam noch einmal Schwung. Er stieß hinein in die graue Nebelwand.

Inzwischen kam Grayson auf die Beine. Ihm war nichts passiert, er schüttelte nur den Kopf und ging ein paar Schritte zur Seite. Aus dem Schatten des Tankhauses lösten sich mehrere Gestalten. Es waren drei Männer, auch sie hatten zu den Gästen in der Kneipe gehört.

»Kommt!« zischte Grayson. »Wir holen sie uns. Nachschub für ihn..«

Und wie vom Donner gerührt, blieben sie stehen. Jeder von ihnen hörte die Melodie.

Das Orgelspiel.

Mit seinen Tönen und Klängen schien es den gesamten Nebel zu erfüllen. Es wurde weiter getragen und erreichte auch die Ohren der Familie Tyler.

»Da ist es wieder!« rief Jenny erschreckt.

Ihr Mann nickte. Das dunkle Haar klebte ihm im sonnengebräunten Gesicht. Benzintropfen liefen über die Stirn, passierten die schwarzen Brauen und rannen in seine Augen. Er fluchte, konnte jetzt nichts mehr sehen und dachte auch nicht daran, daß er hinter dem Lenkrad eines Autos saß.

Das Unheil kam blitzschnell.

Es war Jennifer, die das dunkle Schemen im Grau der Nebelsuppe entdeckte.

»Stopp doch!« rief sie. »Um Himmels willen…«

Ihre weiteren Worte waren nicht mehr zu verstehen. Sie gingen unter in einem gewaltigen Krachen, Bersten und Scheppern. Da splitterte Glas, da wurde die Kühlerschnauze zusammengedrückt wie eine Ziehharmonika.

Die Tylers waren nicht angeschnallt. Sie hatten in der Eile nicht daran gedacht, das rächte sich nun.

Am besten hatte es noch Ronny. Er wurde von der hinteren Sitzbank katapultiert und landete zwischen Vorder-und Rücksitz, wo er stumm vor Angst liegenblieb.

Sein Vater prallte nach vorn. Er krachte mit dem Brustkorb gegen das Lenkrad, auch der Kopf wurde vorgedrückt, und mit der Stirn schlug Vic Tyler gegen den äußeren Ring des Volants.

Haut platzte auf. Ein dünner Blutfaden rann über das Gesicht, und noch im gleichen Augenblick wurde er wieder nach hinten geschleudert.

Seine Frau fiel in die Scheibe. Dabei hatte sie unwahrscheinliches Glück, weil sie ihre Arme zuvor als Schutz vor das Gesicht gerissen hatte.

Die meisten Splitter drangen in ihre Hände, wo sie zahlreiche, kleine Wunden rissen, aus denen die dunkelroten Blutstropfen quollen und wie Perlen auf der Haut lagen.

Dann wurde die Frau in den Sitz zurückgeschleudert, sie hieb gegen die Kopfstütze. Diese war zum Glück gepolstert, so daß die Frau sich nicht verletzte.

Sie schluchzte auf und sank zusammen. Das aus den kleinen Wunden dringende Blut hinterließ auf ihrer Haut ein makabres Muster.

Sekundenlang geschah nichts. Der Mann und die Frau waren einfach zu benommen. Zudem standen sie unter einem Schock, und den mußten sie erst einmal verdauen.

Die Mauer hatte keiner von ihnen gesehen. Weder auf der Hin-noch der Rückfahrt.

Jennifer erholte sich rascher als ihr Mann. »Vic, was ist mit dir?«

Tyler hatte die Hände vor sein Gesicht gedrückt und stöhnte. »Ich, ich…«

»Vic, wir müssen verschwinden.« Die Stimme der Frau klang drängend und voller Angst.

»Aber ich…«

»Mummy!« Der Schrei des Jungen gellte wie eine Alarmsirene. Er übertönte auch das dumpfe Orgelspiel, das den kleinen Ort weiterhin erfüllte.

»Junge!«

Ronny war hochgesprungen. Er wollte zu seinen Eltern klettern und deutete nach draußen. »Da sind welche, Mummy. Da, schau doch, sie… Sie kommen zu uns!«

Im gleichen Augenblick verstummte das Spiel der Orgel. Stille umgab die Menschen, nur hin und wieder vom Knacken des Blechs unterbrochen, das sich noch immer in Bewegung befand.

Die Nachricht des Siebenjährigen hatte beiden Elternteile alarmiert.

Vic und Jenny Tyler drehten die Köpfe, schauten durch die Scheiben und sahen die Gestalten.

Sie kamen aus dem Nebel.

Gingen langsam, irgendwie schwankend, als hätten sie etwas getrunken. Die Gesichter bildeten helle Inseln, die Körper waren kaum

zu erkennen, so daß es wirkte, als würden die Köpfe ohne Hälse über den Rümpfen schweben.

»Ich habe Angst«, flüsterte Ronny. »Mummy ich habe so eine große Angst.«

Die Gestalten kamen näher. Gespenstisch wirkten sie, wie Tote, die aus ihren Gräbern gekrochen waren, um im dichten Nebel ihre gräßlichen Verbrechen begehen zu können.

»Raus!« schrie Vic.

»Aber die Männer!« Jenny drehte ihrem Mann das Gesicht zu, wobei die Augen weit geöffnet waren.

»Das spielt keine Rolle. Wenn wir hier sitzenbleiben, holen sie uns auch raus. Glaubst du denn, der Wagen böte uns Schutz?«

Ronny reagierte als erster. Er rammte den hinteren Wagenschlag auf und sprang ins Freie.

Das sah auch seine Mutter. »Ronny, bleib hier!« schrie sie voller Verzweiflung. Auch sie wollte die Tür aufstoßen, doch die klemmte.

Jennifer geriet in Panik Sie trommelte mit den Fäusten gegen die Verkleidung, ihr Gesicht verzerrte sich, halboffen stand der Mund, und die Angst jagte Schauer über ihren Rücken.

Mit dem Ellenbogen drosch Victor Tyler gegen die Tür, nachdem er den Hebel gekippt hatte.

Der Schlag sprang auf.

Ronny war am Wagen stehengeblieben. Die Arme hatte er halb erhoben. Aus schockgeweiteten Augen starrte er den unheimlichen Gestalten entgegen, die sich aus der Nebelsuppe lösten.

Wie weit waren sie noch weg?

Zehn Yards? Oder nur acht?

Und sie gingen weiter. Schritt für. Schritt näherten sie sich dem Opfer…

»Lauf!« schrie Vic seinem Sohn zu. »Lauf endlich, Ronny!« Er selbst tauchte wieder in den Wagen. Für einen winzigen Augenblick sah er sein Gesicht im Innenspiegel. Es war blutverschmiert. Und aus der Wunde an der Stirn rann es noch immer.

Er mußte es hart machen, wenn er seine Frau retten wollte. Deshalb wühlte er seine zehn Finger in ihre Haare und riß Jenny zurück.

Sie schrie zwar, und ihr Mann ließ auch los, aber er tauschte nur den Griff und klammerte anschließend die Schulter seiner Frau. Über seinen Sitz hinweg zog er sie nach draußen und war froh, daß sie ihr Schreien gestoppt hatte.

Ronny war tatsächlich weitergelaufen, denn er sah nicht weit entfernt einen verwaschenen Lichtpunkt. Er mußte sich schräg gegenüber der Tankstelle befinden, demnach auf ihrer Seite, falls der Nebel nicht täuschte.

»Daddy, da ist Licht!«

Victor Tyler kreiselte herum, er riß dabei seine Frau mit sich und den hellen Schein ebenfalls.

»Kommt!« brüllte er.

Die ersten beiden Männer hatten bereits den Kofferraum des Wagens erreicht und schlugen dumpf auf das Blech. Der gesamte Ford bebte, soviel Kraft steckte in den Hieben.

Diese Schläge wirkten wie das Startsignal für die Familie Sie rannten weg. Der Mann lief in der Mitte, seine Frau hielt er an der linken Hand, seinen Sohn an der rechten. Sie jagten in den Nebel hinein und hielten sich immer eng an der Mauer. Dabei ließen sie das Licht nicht aus den Augen.

Der Nebel war bald so dicht, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Sie stolperten einfach los, und es kam, wie es kommen mußte.

Jenny Tyler trug Schuhe mit hohen Absätzen. In einem Spalt zwischen zwei Steinen blieb sie hängen, knickte um und wäre hart gefallen, hätte sie ihr Mann nicht festgehalten.

»Mein Fuß!« jammerte sie.

»Jenny, mach keinen Ärger. Jetzt nicht…«

»Nein, nein, es geht schon.« Mit Hilfe ihres Mannes raffte sich die Frau auf.

»Weiter?«

»Ja, Vic.«

Ronny war ein paar Schritte vorgelaufen und stehengeblieben.

Plötzlich rief er: »Mummy, Daddy, hinter der Mauer, da ist ein Friedhof.«

Seine Eltern sahen es selbst, als sie den Jungen erreichten. Er stand wirklich vor einem Friedhofstor, das aus Eisengittern hergestellt worden war. Die Zwischenräume waren so breit, daß die Personen auf den Friedhof schauen konnten.

Der Nebel lag auch dort sehr dicht, aber trotzdem konnten sie die Grabsteine erkennen, die von grauen Schleiern umwebt wurden und eine schaurige Atmosphäre schufen.

»Hier bleibe ich nicht!« flüsterte die Frau.

»Brauchst du auch nicht«, erwiderte Vic. »Kommt schnell, ich kann sie schon hören.«

Sie hetzten weiter. Und sie behielten die Richtung bei. Obwohl sie nicht darüber gesprochen hatten, gingen sie davon aus, daß sie dort, wo das Licht schimmerte, auch Hilfe bekamen.

Es konnten ja nicht alle Menschen schlimm sein in diesem verdammten Ort…

Irgendwann hatten sie das Ende der Friedhofsmauer erreicht. Im rechten Winkel jedoch führte die Mauer weiter, und die Familie Tyler mußte geradeaus laufen, um das Licht zu erreichen, auf das sie ihre

Hoffnungen gesetzt hatten.
Ronny war es, der über einen Bordstein stolperte. Sein Vater hielt ihn eisern fest und bewahrte den Jungen vor Schaden.
Sie eilten weiter.
Eine Straße mit schlechter Fahrbahn mußten sie überqueren. Die Schuhsohlen rutschten über Schotter. Der Atem der flüchtenden Menschen ging keuchend. Sie hatten die Lippen weit aufgerissen. Vor ihnen stand der Nebel wie eine nie abreißende Dampfwolke, die sich mit dem Dunst verquirlte.
Ein Bürgersteig!
Sie sprangen hinauf, stolperten über eine Treppe und fielen hin. Es fehlte ihnen einfach die Kraft, sich auf den Beinen zu halten. Hart wurden sie von den Kanten der Treppenstufen getroffen, und sie blieben erst einmal liegen.
Alle drei japsten nach Luft.
»Mein Gott!« keuchte die Frau. »Es ist schrecklich, wir müssen…«
»In das Haus!« rief der Mann. »Da müssen welche wohnen, sonst würde kein Licht brennen…«
»Aber wenn die Leute hier auch…«
»Das müssen wir riskieren.« Während Victor diese Antwort gab, starrte er in den Nebel.
Er sah nichts. Die Schleier blieben dicht zusammen, bewegten sich zwar hin und wieder, doch eine Durchsicht erlaubten sie nicht.
Auch die Gestalten der Verfolger waren nicht zu sehen.
Noch nicht..
»Hoch«, sagte Vic. »Wir können hier nicht hocken bleiben.« Er schleuderte sein benzindurchtränktes Haar zurück.
Das Licht leuchtete hinter einer Fensterscheibe. Sie befand sich links von der Tür, und in diesem Zimmer würden sie wohl Hilfe finden. So hoffte jeder von ihnen.
Vic keuchte als erster die Treppen hinauf. Es war ein altes Haus, ziemlich schmal, aber dafür hoch. Er hämmerte gegen die Tür, und schon nach dem zweiten Schlag fuhr sie knarrend zurück.
Vic blieb auf der Schwelle stehen - und drehte den Kopf. Er winkte seiner Frau und seinem Sohn zu. »Kommt hoch.«
»Und wenn die anderen…«
»Dann werden wir irgendwo an der Rückseite durchs Fenster springen. - Wir haben keine Zeit mehr!« drängte er.
Das sahen auch seine Frau und sein Sohn ein. Sie folgten Vic Tyler, der mit schleichenden Schritten das Haus betrat und sich umschaute.
Düster war es, nicht dunkel, denn die Tür zu dem Zimmer, wo das Licht brannte, stand zur Hälfte offen. Tyler drehte sich und wies seine Frau mit flüsternder Stimme an, die Haustür ins Schloß zu drücken.
Sie tat es so leise wie möglich. Vic war zufrieden.

Die nächste Frage stellte er laut. »Hallo!« rief er. »Ist hier jemand?«
Jemand… Jemand..
Das Echo schallte aus dem Hausflur zurück, denn rechts neben Vic führte eine Treppe in die Höhe. Es waren Holzstufen, die ziemlich brüchig aussahen. Nach der dritten Stufe war bereits nichts mehr von der Treppe zu sehen, weil die Dunkelheit sie verschluckte.
»Bleibt ihr hier«, hauchte Vic. »Ich will mal nachsehen, ob sich jemand im Raum befindet.«
Jennifer nickte.
Auf Zehenspitzen näherte sich Vic dem Ziel. Er legte seine rechte Handfläche gegen das rauhe Holz und drückte die Tür auf. Sie knarrte häßlich in den Angeln und schwang fast bis zur Wand.
Unter der Decke brannte eine Kugelleuchte. Die Birne war ziemlich hell und im ersten Moment fühlte sich Vic Tyler geblendet.
Dann sah er besser.
Seine Frau wollte es ebenfalls wissen. Sie hatte es nicht mehr hinter ihrem Mann ausgehalten, sondern war so weit vorgegangen, bis sie neben ihm stand.
Sie stieß auch den Schrei aus. Direkt unter der Lampe stand ein Mann.
Und er hielt in der rechten Hand eine Spitzhacke!

***

Vic Tyler zuckte zurück. Er dachte nicht mehr daran, daß seine Frau hinter ihm stand, rammte sie mit der Schulter und schleuderte sie fast zu Boden.
Der Mann stand unbeweglich dort. Er trug verschlissene Kleidung und auf dem Kopf eine breite Schirmmütze. Das Gesicht war aufgequollen, und in der linken Wangenhälfte klaffte ein breites Loch, aus dem allerdings kein Blut mehr floß, sondern ein bleich schimmerndes Knochenstück hervorschaute.
»Ein Toter!« hauchte Vic Tyler.
Er hatte diese Bemerkung eine Sekunde zu früh gemacht, denn im nächsten Augenblick setzte sich der Tote in Bewegung und kam auf ihn zu.
Mit einem pfeifenden Geräusch saugte Vic Tyler die Luft ein. Seine Augen wurden groß, er riß den Mund auf, und der Schrecken malte sich auf seine Züge.
Jemand schlug hart auf seine Schultern. Als Vic sich herumdrehte, sah er seine Frau.
Jennifer konnte nicht mehr sprechen, sie bewegte zwar die Lippen, brachte jedoch keinen Ton hervor.
Dann die Schritte des Toten.
Dumpf dröhnten sie auf dem Holzfußboden, wurden lauter und

zeigten an, daß er näherkam.

»Raus, wir müssen hier raus!« Vics Stimme schlug fast über, als er die Worte schrie. Er riß seine Frau herum und schleuderte sie auf die Tür zu.

Irgendwie reagierte sein Sohn schneller. Vielleicht war es die Unbekümmertheit der Jugend, auf jeden Fall, war er es, der die Tür aufriß.

Fast wäre er in sein Verderben gelaufen, denn auf den Treppenstufen standen drei Verfolger…

***

Suko hatte die Innenbeleuchtung unseres Toyota eingeschaltet. Einen anderen Leihwagen hatten wir auf die Schnelle nicht bekommen. Schon gar keinen Engländer, aber der Japaner tat es auch. Es war ein Zweisitzer, unser Gepäck hatten wir auf der Rückbank abgelegt. Dort lag auch der flache Behälter mit dem Schwert, das ich einmal Destero abgenommen hatte.

»Und jetzt sag mir mal, wie wir weiterfahren sollen«, meinte der Chinese, wobei er auf die ausgebreitete Karte deutete, die auf seinen Knien lag.

Wir standen vor einer Kreuzung. Die Warnanlage des Toyota blinkte, damit niemand auffahren konnte, denn nach wie vor umgab uns der Nebel wie ein dichtes Netz, durch dessen Maschen kaum jemand blicken konnte.

Ich beugte mich nach rechts. Wir hatten über 150 Meilen hinter uns, eine reife Leistung in Anbetracht des Nebels, doch nun ging es auf den Abend zu, und irgendwo mußten wir eine Pause einlegen, denn das Fahren strengte sehr an, obwohl wir uns gegenseitig abgewechselt hatten. Den Highway hatten wir verlassen, er führte zu nahe an der Küste entlang, und dort war der Nebel noch dichter. So arg, daß der Verkehr völlig zum Erliegen gekommen war. Wir hatten es in den Nachrichten vor wenigen Minuten erfahren.

Guter Rat war teuer. »Ich würde die östliche Richtung vorschlagen«, sagte ich.

Suko nickte. »Dafür bin ich auch. Wie heißt denn der nächste Ort?«

»Santa Ynez.«

»Sollen wir da tanken?«

Ich nickte. »Klar, aber wir fahren anschließend weiter. Da kommt dann ein Kaff, das heißt Pine Bluff. Dort finden wir vielleicht eine Übernachtungsmöglichkeit.«

»Und wenn nicht, schlafen wir im Wagen.«

Ich tippte dicht unter ein Auge. »Wie ich von Shao hörte, sollst du schnarchen, und so etwas macht mich verrückt.«

»Nur üble Nachrede.«

Ich startete und grinste. »Sorry, aber Shao glaube ich mehr.«
»Das nennt man Freundschaft.«
Ich rollte wieder auf die Straße. Es war ein Kreuz mit dem verfluchten Nebel. Der hing wie ein Tuch vor uns. Obwohl die Scheinwerfer brannten, war kaum etwas zu erkennen, nur tanzende, quirlende Wolken, die sich im Licht der breiten, hellen Bahnen drehten. So langsam war ich selten in meinem Leben gefahren. Zumindest große Strecken. Den Nebel kannte ich ja von London her, doch hier erschien er mir noch dichter zu sein, noch wattiger, weniger naß, sondern irgendwie steif.
Natürlich war das Einbildung, aber ich hatte einfach das Gefühl.
Plötzlich wurde das Innere des Wagens hell. Im nächsten Augenblick hörten wir auch schon das donnernde Geräusch, das ein Truck verursachte, der dann vorbeirauschte.
Der Fahrer fuhr wirklich wie ein Lebensmüder. Da hatte nicht viel gefehlt, und er hätte uns auf seine bulligen Stoßstangen genommen.
So krochen wir dahin.
Nach einer Fahrt von dreißig Minuten erreichten wir das erste Ziel.
Santa Ynez. Es war eine etwas größere Stadt. Dort brannten zahlreiche Lichter, und zwischen den Häusern war der Nebel auch nicht ganz so dicht.
Reklameschilder leuchteten wie eine ausgewaschene und verlaufene Farbe auf einer Leinwand. Auch die Benzinreklame sahen wir. Die Tankstelle lag rechts am Straßenrand.
Ein Lokal war ihr ebenfalls angeschlossen.
»Da meldet sich mein Magen«, sagte Suko.
Ich lenkte den Toyota in die Auffahrt hinein. »Wie spät ist denn?«
»Gleich achtzehn Uhr.«
»Eine Kleinigkeit können wir essen.«
Der Tankwart turnte an. Ich ließ volltanken und stieg aus dem Wagen.
Suko tat es mir nach. Das kleine Restaurant war in einem halbrunden Gebäude untergebracht, dessen große Scheiben normalerweise viel Licht hineinließen. Bei diesem Wetter jedoch waren sie kaum zu erkennen.
»Wollen Sie noch weiter?« fragte der Tankwart.
»Ja.«
Er verzog das Gesicht.
»Was ist los?«
»Bei diesem Wetter, Sir?«
»Ich habe gehört, daß der Nebel nicht bis Frisco reicht. Das macht uns Hoffnung.«
»Dann haben Sie noch was vor sich.« Er zog den Schlauch aus dem Stutzen und schrieb eine Rechnung. Ich mußte an der Kasse zahlen

und tat dies in bar.
»Wie ißt man denn da drüben?« fragte ich den jungen Tankwart.
Er grinste. »Mit Bestecken.«
»Ehrlich?«
»Ja, Sir.«
»Und ich dachte schon, man würde gefüttert. Mal ernst, können Sie das Essen empfehlen?«
»Mir schmeckt es.«
Ich jubelte ihm noch einen unter die Weste. »Dann wird es uns auch munden, wir sind nämlich nicht verwöhnt. Und immer dran denken, Junge. Laß den Sprit nicht sauer werden.«
Ich stieg wieder ein.
»Was war los?« fragte Suko.
»Ein kleiner Dialog. Ich berichtete.« Suko lachte. »Der Knabe hat auch gedacht, da kommen Ausländer wie ja unschwer an der Sprache zu hören ist, und die kannst du mal auf den Arm nehmen.«
Ich schaute Suko an. »Da sieht man mal wieder, daß Denken nicht jedermanns Sache ist.«
»Meinst du mich damit?«
Ich ließ den Wagen in einer Parktasche ausrollen, direkt neben einem Range Rover. »Wem der Schuh paßt…«
»Ich reiße dir gleich die Ohren ab, dann siehst du aus wie eine Stoppuhr.«
»Komm, laß gehen und stopf dir was in dein Lästermaul.« Ich war schon ausgestiegen und schloß die Tür ab.
Eine halbrunde Treppe führte ebenfalls zum Eingang hoch. Er bestand aus einer großen Glastür, deren rechte Hälfte wir aufdrückten. Eine gemütliche Atmosphäre empfing uns. Warmes Licht, dunkelgrüner Teppich auf dem Boden, kleine und große Tische, mal mit runden Bänken versehen, dann wieder nur mit Stühlen.
Wir konnten uns die Plätze aussuchen und setzten uns vor einen runden Tisch. Abgeschirmt wurden wir durch eine Blumenbank, in der hohe Gewächse wuchsen.
Nicht weit entfernt stand das Salatbuffet. Suko hatte den größten Hunger, sagte mir, was er zu trinken haben wollte und suchte sich schon Salat aus.
Erst jetzt sah ich, daß man sich an der langen Theke selbst bedienen mußte. Die lange Theke befand sich im Hintergrund des Raumes. So kam es, daß ich früher mein Tablett gefüllt hatte, als der Chinese.
Ich hatte mich für Mais, Putenfleisch, Salat und Mineralwasser entschieden.
Suko fast für das gleiche. Nur hatte er sich noch eine scharfe Soße genommen.
Wir ließen es uns schmecken. Ich saß mehr zum Ende der

halbrunden Bank, konnte zur Tür schauen und damit den größten Teil des Raumes überblicken. Deshalb fiel mir auch das junge Mädchen auf, das unschlüssig mit dem Tablett in der Hand durch den Gang schritt und nicht wußte, wo es Platz nehmen sollte.

Es wollte sich nicht zu uns setzen, das sah ich sofort, doch es mußte an unserem Tisch vorbei.

Da geschah das Malheur. Die Kleine, sie suchte nach einem freien Platz und war dadurch abgelenkt, achtete nicht mehr auf das Tablett und hielt es zu schräg.

Zuerst rutschte das Glas.

»Vorsicht!« warnte ich.

Sie stieß einen kieksenden Ruf aus und versuchte zu retten, was noch zu retten war.

Nicht mehr viel. Denn nicht nur das Glas kippte, sondern auch die Karaffe mit dem Orangensaft. Ich reagierte sehr schnell, drängte weiter zurück auf die Sitzbank, und der Saft der sich garantiert über mein Hosenbein ergossen hätte, näßte die Polster der Bank. Er bildete dort eine traurige Lache, und das Girl war vor Schreck bleich geworden.

Nicht nur wir hatten den Vorfall bemerkt, auch jemand vom Personal.

Sofort war eine junge Negerin da, die einen Putzeimer und Wischlappen bei sich trug.

Schweigend begann sie mit ihrer Arbeit.

Das Girl stand daneben wie ein begossener Pudel. Einmal setzte es zum Sprechen an, sagte auch einige zaghafte Worte, doch die Schwarze reagierte nicht.

Ich bemerkte die Unsicherheit des Girls und lächelte ihm zu. Ein Blick aus dunklen, traurigen Augen traf mich.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?«

»Bei Ihnen?«

»Ja, Miß, sehen Sie eine andere in der Nähe.«

»Ich weiß nicht so recht. Sie sind zwei Männer, ich bin allein und ich…«

»Vor uns brauchen Sie wirklich keine Angst zu haben.«

»Das sagen alle.«

»Aber wir halten uns daran.«

Ich weiß nicht, was sie letzten Endes überzeugt hatte, auf jeden Fall nahm die junge Dame an unserem Tisch Platz.

»Wollen Sie sich noch etwas zu trinken holen oder zu essen? Ich meine, Sie sitzen jetzt hier…«

»Gegessen habe ich schon. Meine Reisekasse ist ziemlich schmal, Sir.«

»Okay, dann darf ich Sie einladen.«

»Wenn es Ihnen nicht zu viele Umstände macht, Mister…«

»Sagen Sie nicht Mister, sondern John. Ich heiße nämlich so.« Dann wies ich auf den Chinesen. »Das ist Suko.«

»Und mein Name ist Manuela Meyer, Manu genannt.«

»Germany?« fragte Suko.

»Ja.«

Mein Freund und ich lachten. »Deshalb kam mir an Ihrem Dialekt etwas so bekannt vor. Wir haben einen Freund in Deutschland, wenn der Englisch spricht, hört es sich ebenfalls so an.«

»Sie sind auch keine Amerikaner.«

»Nein, Engländer. Jetzt entschuldigen Sie mich, wir wollen doch sehen, daß Sie nicht verdursten.«

»Das ist sehr nett.«

Ich holte den Orangensaft. Manuela Meyer bedankte sich noch einmal, schenkte aus der Karaffe in ihr Glas und trank in kleinen Schlucken.

Während sie trank, hatte ich Zeit, sie zu mustern. Sie trug eine verspielte Frisur, die ihr hübsches Gesicht voll zur Geltung brachte. Ihre Augen leuchteten wie Edelsteine, ihre Stimme war zum verlieben.

Wirklich, Freunde, selten in meinem Leben hatte ich eine so angenehme Stimme gehört. In ihr schwang ein gewisses Timbre mit, das Männern wie mir unter die Haut geht.

»Und woher aus England kommen Sie?« fragte Manuela, als sie das Glas abgesetzt hatte.

»Raten Sie mal.«

»Sagen Sie nur nicht London, dann bin ich enttäuscht.«

»Doch, wir kommen aus London Aber warum sind Sie..«

Sie winkte ab. »Jeder Engländer, der auf sich hält, kommt aus London. Als gäbe es keine anderen Städte in diesem Land.«

»Bei uns stimmt es aber.«

Manuela lächelte. »Ausnahmsweise will ich Ihnen mal glauben.« Sie zog ihre Jacke aus. Es war ein Parker. Darunter trug sie einen langen hellroten Pullover und Jeans.

»Wohnen Sie hier?« fragte ich.

»Wieso?«

»Weil Sie kein Gepäck haben.«

»Das habe ich draußen hingestellt.«

»Und wenn es nun gestohlen wird?«

Manuela schüttelte den Kopf. »Nein, hier hat man mir noch nie etwas gestohlen. Wir sind ja nicht in einer großen Stadt.«

Ich nahm mein Glas und trank es zur Hälfte leer. »Sie sagen es, Stadt. Woher kommen Sie denn, Manuela?«

»Aus Bonn.«

Ich lachte. »Die Bundeshauptstadt, wie?«

»Ja, so ähnlich, John. Sie kennen sich gut aus, wirklich.«

»Germany ist fast meine zweite Heimat. Und wir haben gute Freunde dort.«

»Suko hat mir, als Sie etwas für mich holten, Bilder von seiner Freundin gezeigt. Ein tolles Mädchen, diese Shao, ehrlich. Haben Sie auch ein Bild von Ihrer Freundin?«

O je, da hatte sie mich reingerissen. Doch mir fiel eine gute Ausrede ein. »Ich trage das Bild meiner Angebeteten im Herzen.«

Manuela mußte lachen und hielt sich die Hand vor den Mund. »Wie im Liebesroman.«

»Fast«, sagte ich. »Aber wie kommt es, daß Sie allein reisen? Ist ziemlich gefährlich oder?«

Sie schaute mich an. »Woher wissen Sie überhaupt, daß ich allein reise?«

»Das sehe ich Ihnen an der Nasenspitze an. Zudem haben Sie Gepäck, und Sie sehen aus wie eine Tramperin.«

»Scharfsinnig wie ein Polizist«, folgerte sie.

»Sehe ich so aus?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Wie sehen denn Polizisten aus?«

»Nun.« Sie wurde ein wenig rot.

»Wenn sie auf ihren Motorrädern fahren, wirken sie arrogant und bullig.«

»Sind Sie schon auf einer so schweren Maschine gefahren?« fragte Suko.

»Einmal.«

»Dann müßten Sie wissen, daß sich der Fahrer so dick einhüllen muß. Es ist keine Schau, sondern Schutz.«

»Irgendwie haben Sie recht.«

Ich schaute auf meine Uhr. »Und irgendwie müssen wir weiter«, sagte ich.

Manuela Meyer senkte den Blick. »Wo fahren Sie denn hin?« wollte sie wissen.

»In Richtung Frisco.«

»Bei dem Nebel?«

»Es bleibt uns keine Wahl Sie wollen sicherlich auch weiter.«

»Ja.« Manuela nickte. »Sonst hätte ich mich nicht an dieser Tankstelle herumgetrieben. Eigentlich wollte ich auch in die Richtung und dann weiter nördlich nach Kanada.«

»Dann fahren sie doch mit.«

»Wenn das geht.«

»Sonst hätte ich Ihnen den Vorschlag nicht gemacht. Wir werden zusehen, daß wir bis Pine Bluff kommen und dort übernachten. Vielleicht können wir dann morgen den Rest der Strecke schaffen.«

»Das ist aber ein großer Rest.«

»Ich weiß. Fahren Sie nun mit oder nicht?«

»Okay, Sie haben mich überredet. Und bei zwei Beschützern kann mir wirklich nichts passieren.«

»Das stimmt«

Gezahlt hatten wir ja, und so standen wir auf. Draußen empfing uns wieder der kalte feuchte Nebel, der sofort einen nassen Film auf die inzwischen getrocknete Kleidung legte.

»So ein mieses Wetter!« schimpfte Manuela. »Ich dachte immer, wenn Engel reisen, lacht der Himmel« Sie schaute sich um. »Wo steht denn nur mein Gepäck?«

»Wo Sie es abgestellt haben.«

Sie ging ein paar Schritte nach rechts, wo ein klobiger Müllcontainer stand. »Da habe ich es abgestellt«, sagte sie. »Genau da.«

»Und jetzt ist es weg«, meinte Suko.

»Shit!« schimpfte das Girl.

Und ich sagte: »In Amerika wird nicht gestohlen, wenigstens nicht auf dem Lande.«

Manuela schaute mich an und hatte Tränen in den Augen. »Ich glaube, ich sehe zu, daß ich so schnell wie möglich wieder nach Deutschland komme. Ich bin wirklich enttäuscht…«

***

Ich fuhr.

Suko saß neben mir, und Manuela hatte es sich im engen Fond halbwegs bequem gemacht.

»Was haben Sie denn in dem Kasten?« fragte sie.

»Einige Kleinigkeiten«, erwiderte ich.

»Und was tun Sie hier in den Staaten?«

»Wir machen Urlaub.« Die Antwort gab Suko. Unsere Berufe hatten wir verschwiegen, vielleicht wäre das junge Mädchen enttäuscht gewesen oder hätte uns gar ausgelacht. Und die Urlauber nahm sie uns ab.

Es wurde wieder schwierig. Kaum hatten wir den Ort verlassen, als die Suppe sich auch schon verdichtete. Man hatte das Gefühl, in eine graue Wand zu fahren, die zwar immer wieder zurückwich, aber dennoch blieb.

»Hoffentlich lichtet sich der verflixte Nebel mal«, beschwerte sich Suko.

»Später«, sagte Manuela.

»Wieso?« fragte ich.

»Ich habe das schon mal erlebt. Wir befinden uns im Tal, und der Weg führt gleich in die Höhe, da ist der Nebel oft wesentlich dünner.«

»Ihr Wort in Gottes Gehörgang«, sagte ich. Auf der Karte hatte ich mir vor unserer Abfahrt die Strecke noch einmal angeschaut. Bis Pine

Bluff schien es wirklich nicht weit zu sein, jedoch bei diesen Wetterbedingungen wurde es zu einer reinen Höllenfahrt. Für den Fahrer wirklich kein Vergnügen.

Auch unser neuer Gast begriff das sehr schnell und hielt seinen Mund.

Manuela hockte im Fond, schaute aus dem Fenster und in die Nebelwand hinein, die sie mit ihren Blicken doch nicht durchdringen konnte.

Ich rauchte eine Zigarette und gab dem Girl eine nach hinten. Feuer hatte Manuela selbst.

Eine Stunde verging Wir gerieten höher in die Berge, und das Wunder geschah. Der Nebel löste sich zwar nicht auf, aber er war nicht mehr so dicht. Wir konnten etwas schneller fahren, weil kaum Verkehr herrschte.

Leider war die Straße ziemlich kurvig. Rechts von uns wuchsen die Felsen sehr nahe an die Fahrbahn heran. Sie sahen aus wie gewaltige Berge, die bereit waren, sich auf uns zu stürzen. Ich benötigte wirklich meine volle Konzentration.

»Allzu weit dürfte es nicht mehr sein«, meinte Suko, der hin und wieder auf die Karte schaute.

Ich nickte und wandte mich an das Mädchen. »Waren Sie schon mal in Pine Bluff?«

»Noch nie.«

»Wir auch nicht.«

»Da liegt sicherlich der Hund begraben«, meinte sie.

»So ähnlich.«

Es war früher Abend geworden, es ging auf zwanzig Uhr zu. Ich schätze, daß wir noch fünf Meilen fahren mußten, auch die Straße senkte sich jetzt dem Tal entgegen.

Hoffentlich wurde der Nebel nicht dichter!

Im Gegenteil schon bald wurden die hellen Lichtbahnen der Scheinwerfer regelrecht von dem grauen Dunst gefressen, und ich knirschte mit den Zähnen.

Wir hatten auch nur Pech.

Ganz so dicht wurde die graue Wand nun doch nicht, denn schon bald blieb die Straße auf einer Höhe, und auch die Berge traten ein wenig zurück. Sie erhoben sich nicht mehr direkt neben der Fahrbahn.

So schaukelten wir Yard für Yard unserem Ziel entgegen. Suko saß vorgebeugt auf seinem Sitz und starrte durch die Scheibe.

»Suchst du was?« fragte ich.

»Nach meiner Berechnung müßten bald die ersten Lichter erscheinen«, meinte er.

»Dann rechne mal weiter.«

Zwei Minuten später war es tatsächlich soweit. Sogar ein großes

Schild sahen wir, dessen Aufschrift bewies, daß sich der Autofahrer nun in Pine Bluff befand.

»Unser Etappenziel«, meldete Suko. »Sollen wir nicht doch weiterfahren?«

»Warum?«

»Da sind kaum Lichter zu sehen. Die Stadt ist tot.«

Das stimmte. In Santa Ynez hatte es wirklich anders ausgesehen.

Selbst die obligatorischen Tankstellen am Ortseingang fehlten. Ich hatte die Seitenscheibe nach unten gekurbelt, der Nebel quirlte in unseren Wagen, und plötzlich begann der Chinese zu schnuppern.

»Was ist los?«

»Riechst du nichts, John?« Tatsächlich, jetzt nahm ich es auch wahr.

Und Manuela sprach das aus, was wir beide dachten. »Das riecht nach Benzin.«

»Genau!«

»Aber wieso?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht hat jemand etwas ausgekippt. Möglich ist alles. Auf jeden Fall sehe ich jetzt ein paar Lichter und auch Häuser. Eine Geisterstadt scheint dieses Pine Bluff doch nicht zu sein.«

Dabei mußte ich an ein Abenteuer denken, das ich mit Bill Conolly zusammen in Kalifornien erlebt hatte. Da war es wirklich um eine Geisterstadt gegangen, die sich der Spuk als Stützpunkt ausgesucht hatte.[1]

Ich war langsamer gefahren, weil ich versuchte, mich trotz des Nebels zu orientieren. Schließlich wollte ich wissen, wo in etwa der Weg hinführte.

Mit dem Fußballen kitzelte ich ein wenig das Gaspedal. Vielleicht zuviel. Auf jeden Fall wurde der Toyota plötzlich schnell.

Und da geschah es.

Wie ein Geist tauchte die Gestalt vor unserem Wagen auf. Ich sah sie noch, auch die hochgerissenen Arme, dazwischen das bleiche Gesicht, dann erfolgte der Aufprall, und der Mann wurde wie eine Puppe durch die Luft geschleudert…

***

»Daddy, Mummy!« Die Stimme des kleinen Ronny klang dünn und weinerlich. »Da sind welche!«

Seine Eltern zuckten herum.

»Wo?« rief Vic und zog seinen Jungen zurück.

Drei Leute sah er auf der Treppe. Und der erste stand schon fast auf der letzten Stufe. Wenigstens hatte er ein Bein angewinkelt.

Vics Gesicht verzerrte sich. Während Jennifer ihren Sohn zurückzog, überwand der Mann sich selbst, hob seinen rechten Fuß und trat voll

zu.

Es war ein guter Treffer. Der andere bekam den Fuß gegen die Brust und flog zurück.

Die Treppe war hoch und steil. Er versuchte zwar noch, Tritt zu fassen, es gelang ihm jedoch nicht. Kopfüber rollte er die Stufen hinab und Vics Hoffnung erfüllte sich nicht, denn der Kerl riß seine Kumpane nicht mit um. Er rollte praktisch an ihnen vorbei.

Die anderen beiden versperrten nach wie vor den Fluchtweg. Ihre Gesichter verzogen sich. Durch die tanzenden Schleier sah Vic das Grinsen.

»Jetzt holen wir euch!« flüsterte einer.

Da rammte der Mann die Tür von innen zu. Es klang wie ein Pistolenschuß. Er drehte sich, preßte sich mit dem Rücken gegen das Holz und sah Jenny als auch Ronny. Beide hatten sich in die hinterste Ecke des kleinen Flurs gedrückt. Sie starrten aus schockgeweiteten Augen dem Unheimlichen entgegen, der mit einer Spitzhacke bewaffnet war und sich Vic näherte.

Der Mann sagte kein Wort. Mit beiden Fäusten hielt er den Stiel der Hacke fest und hob sie dann über seinen Kopf. Kein Zweifel, er wollte zuschlagen.

Wie Vic vom Fleck gekommen war, wußte er selbst nicht zu sagen. Er tauchte auf jeden Fall zur Seite, und die Spitze der Hacke hieb in die Tür, wo das Holz knirschte und sie einen langen hellen Span aus der Füllung riß.

Der Mann fiel, von seinem eigenen Schwung getragen, gegen die Tür.

In seiner Panik hob Vic Tyler den rechten Arm und ließ die Faust in den Nacken des Kerls klatschen.

Der Mann ging in die Knie.

»Vic, wir müssen weg!« hörte er den verzweifelten Ruf seiner Frau, und er nickte.

Doch er behielt so weit die Nerven, daß er sich bewaffnete. Vic Tyler riß die Spitzhacke aus der Türfüllung und behielt sie. Er hatte längst die schmale Treppe gesehen, die nach oben führte.

»Da hinauf!« rief er.

Es blieb beim Vorsatz. Vic hatte die Führung übernommen und hörte als erster die Schritte.

Sie waren auch oben.

»Mein Gott!« flüsterte die Frau.

Vic warf ihr einen wilden Blick zu. Jennifer hielt den kleinen Sohn umklammert, der sein Gesicht gegen den Rock der Mutter gepreßt hatte.

Dann vernahm Tyler in seinem Rücken das Geräusch.

Er fuhr herum und schlug gleichzeitig mit der Spitzhacke zu. Der Mann, dem diese Waffe vorher gehört hatte, befand sich nur zwei

Schritte hinter ihm. Die Spitze schrammte über sein Gesicht, riß noch mehr Haut auf und hieb in die Brust.

Sofort zog Vic sie wieder hervor. Eine Wunde klaffte, aus der ein wenig Blut quoll, sonst nichts.

»Das sind keine Menschen mehr, Vic!« hörte er die Stimme seiner Frau, »das sind Bestien.«

Tyler stand da und rührte sich nicht, während draußen Faustschläge gegen die Tür hämmerten, dann wurde sie langsam aufgedrückt, und die anderen kamen.

Jenny löste sich von ihrem Platz. Sie packte Vic an beiden Schultern, zog ihn zurück, denn sie mußten weg. Hier konnten sie nicht bleiben, Jennifer drängte ihren Mann in das Zimmer, aus dem vorhin der erste Feind gekommen war.

Da zerklirrte die Scheibe.

Es war ein Signal, denn nun wußte die Familie Tyler, daß ihr dieser Fluchtweg ebenfalls versperrt war. Sie waren überall.

Was blieb denn noch?

Jennifer konnte nicht mehr. Neben der Tür brach sie in die Knie, weil sie von Angst und Panik geschüttelt wurde. »Wir kommen hier nicht mehr raus!« schrie sie. »Wir…«

Da tat Vic etwas, was er noch nie in seinem Leben getan hatte. Er schlug ihr ins Gesicht. »Reiß dich zusammen!« fuhr er seine Frau an.

»Verdammt, noch leben wir!«

Er mußte an Vietnam denken, wo sie in einem Sumpf gelegen hatten, umzingelt von Feinden, und sie waren doch noch aus dem Kessel herausgekommen.

Ähnlich fühlte er hier.

Aufgeben galt nicht.

Eine Tür gab es noch. Sie hatten sie bisher nicht geöffnet, und keiner von ihnen wußte, was dahinter lag.

Während zwei Gestalten durch das zerbrochene Fenster in den Nachbarraum kletterten, riß Vic die Tür auf. Dahinter lag eine Treppe.

Und die führte in den Keller..

Sollte er, sollte er nicht?

Es blieb ihm keine andere Wahl. Jenny drückte ihre Hand gegen seinen Rücken.

»Vic, schnell, wir müssen weg!«

Da zögerte er auch nicht länger. Die ersten drei Stufen nahm er auf einmal, sah auch den schwarzen Lichtschalter an der Wand und drückte ihn.

Es wurde hell.

Zwar nicht strahlend, doch auf die Treppe fiel genügend Licht, um die Stufen erkennen zu können, so daß die Stolpergefahr geringer wurde.

Die Treppe war nicht sehr lang, dafür steil. Hohe Stufen, die man nicht so einfach hinabeilen konnte. Ein rostiges Geländer lief parallel zur Wand, die mit Spinnweben überdeckt war.

Vic drückte sich an dieses Geländer und ließ seine Frau sowie den Jungen vorbei.

Er selbst wartete.

Zu dritt drängten sie sich oben an der Treppe. Vic preßte die Lippen zusammen, sprang noch eine Stufe höher und schlug mit seiner Spitzhacke zu.

Er traf zwar nur die Treppenstufe, erreichte jedoch, daß die Gestalten zurückwichen.

Atempause!

Wohl war ihm bei diesem Fluchtweg nicht. Wenn sie sich einmal im Keller befanden, dann saßen sie auch in der Falle. Allerdings konnten sie sich vielleicht irgendwo verbarrikadieren und sich so lange verteidigen bis Hilfe eintraf. Schließlich konnte der ganze Ort doch nicht verseucht sein. Und einen Sheriff gab es sicherlich auch. Bestimmt fuhr oder ging er des nachts seine Runden.

Jenny und Ronny hatten das Ende der Treppe erreicht. Dort waren sie stehengeblieben und schauten zu Vic hoch.

»Alles klar?«

Die beiden nickten.

Noch einmal schlug Vic zu. Diesmal traf er den Arm eines Mannes.

Der Kerl hatte sich zu weit vorgewagt und hielt mit der rechten Hand das Geländer umklammert. Die Klinge drang fast durch. Weißes Fleisch war zu sehen, kein Blut.

Vic Tyler machte sich keinerlei Gedanken darüber, weil ihm einfach die Zeit nicht dazu blieb. Er und seine Familie mußten ein Versteck finden.

Er sprang die restlichen Stufen nach unten, blieb neben Jenny stehen, und es gelang ihm sogar, ihr zuzulächeln, wobei er mit seiner freien Hand über Ronnys Haar strich.

»Komm jetzt!« keuchte er.

Sie drangen in den Keller ein.

Es roch dort feucht und muffig. Der Gang war schmal, und die Familie suchte vergebens nach weiteren Türen, es gab nur eine.

Sie war nicht verschlossen.

»Da rein?« fragte Jennifer ängstlich. Vic Tyler nickte nur.

»Aber ich habe Angst.«

»Ich auch, verflucht. Was sollen wir denn sonst machen? Wir müssen uns verteidigen, es gibt keine andere Chance für uns, Jenny.«

Die Frau nickte.

Ihr Mann wollte auf Nummer Sicher gehen. Er hörte bereits die Schritte seiner Verfolger und trat die Tür auf. Sie besaß so viel

Schwung, daß sie bis gegen die Wand prallte und wieder zurück schwang.

Freie Sicht in den Kellerraum.

Nur wenig Licht fiel vom Gang her hinein, so daß die Familie Tyler die Gegenstände erst erkannte, als sie genauer hinschaute.

Es waren Särge!

***

Natürlich trat ich auf die Bremse. Sehr impulsiv und sehr hart, so daß Suko nach vorn geschleudert wurde und zum Glück im gespannten Gurt hängenblieb.

Der Toyota stand.

Suko schwieg ebenso wie ich. Aber ich machte mir die schlimmsten Vorwürfe, daß ich nicht besser achtgegeben hatte. Ich schaltete die Warnblinkanlage ein, öffnete den Wagenschlag und jumpte aus dem Fahrzeug.

Nebel umwallte mich. Die Sicht war ebenso schlecht, als hätte ich hinter dem Steuer gesessen. Ich rekapitulierte den Vorgang und kam zu dem Ergebnis, daß sich die Gestalt rechts von mir befinden mußte.

Jedenfalls war sie in die entsprechende Richtung davongeschleudert worden.

Dorthin lief ich und wäre fast über den am Boden liegenden Mann gestolpert. Im letzten Augenblick konnte ich abbremsen, während Suko zurückblieb und von Nebelschlieren umweht wurde.

Ich bückte mich, denn ich sah, daß sich der Mann bewegte. Deshalb wollte ich ihm auf die Füße helfen.

Da griff er zu.

Er überraschte mich dabei, krallte seine Finger in meine Hosenbeine und zog heftig.

Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet. Ich verlor das Gleichgewicht und fiel hart auf den Rücken, zudem prallte ich noch mit dem Hinterkopf schmerzhaft auf den Belag der Straße, was meinem Schädel überhaupt nicht gut tat, denn er war bereits vor zwei Tagen heftig malträtiert worden.

Für Sekunden sah ich Sterne und hörte Sukos Ruf. Dann stürzte sich der angeblich Verletzte auf mich. Er hatte seinen Mund aufgerissen, in den Augen leuchtete Gier, und ich stellte mit Schrecken fest, daß er mich töten wollte.

Ich rammte ein Knie hoch.

Er bekam den Treffer zu spüren, gurgelte auf, ließ mich los und warf sich nach hinten.

Ich wollte ihn noch fangen, doch meine Arme griffen ins Leere, er war ziemlich wendig, warf einen letzten Blick über die Schulter und rannte davon.

Von der anderen Seite lief Suko herbei. Er hatte den Wagen im Stich gelassen. Die Heckleuchten glühten intervallweise auf und färbten den Nebel in der näheren Umgebung rosarot.

Ich klopfte mir den Staub von der Kleidung, als Suko fragte: »Was ist geschehen?«

»Der Verletzte war verdammt munter. Er griff mich sogar an. Ein harter Bursche, ich hatte das Gefühl, als wollte er mich umbringen.«

»Was?«

»Ja, zum Henker.«

»Und wo ist er jetzt?«

Das war eine gute Frage. Ich hätte ihn verfolgen sollen, aber was nicht war, konnte ja noch werden. Zum Glück hatte ich mir die Richtung gemerkt, in die er verschwunden war.

Ich informierte Suko mit ein paar Worten und rannte los. Der Chinese sollte inzwischen auf das Mädchen achtgeben und natürlich auf den Leihwagen.

Ich stieß in den Nebel hinein. Mit raumgreifenden Schritten bewegte ich mich voran und lief dabei über unbekanntes Gelände, wo nach jedem Yard - irgendeine Stolperfalle lauern konnte.

Der Mann hatte nicht vorgehabt, noch weiter zu laufen, denn er war stehengeblieben. Als er mich jedoch aus dem Nebel auftauchen sah, da gab er wieder Fersengeld.

»Bleiben Sie stehen!« Ich rief zwar laut, doch meine Worte wurden schon bald vom Nebel verschluckt. Ich behielt den Flüchtling weiterhin im Auge und sah plötzlich, wie er in die Höhe sprang.

Auch erschien vor ihm etwas Großes, Dunkles und geisterhaft wirkend. Eine Mauer!

Als ich sie erreichte, hockte er schon auf der Krone. Den rechten Arm hielt er halb erhoben, und es sah aus, als wollte er nach mir schlagen, doch er überlegte es sich anders und ließ ihn sinken. Dafür sprang er auf der anderen Seite der Mauer zu Boden.

Ich schnellte mich von der Erde ab. Meine ausgestreckten Hände bekamen die Kante der Mauer zu fassen, und mit einem Klimmzug zog ich mich hoch.

Für einen Moment blieb ich auf der Mauerkante hocken, weil ich mich erst noch orientieren mußte.

Mein Augen wurden groß. Nicht nur weil der Kerl plötzlich verschwunden war, sondern weil ich jetzt erkannte, was hinter dieser Mauer lag.

Ein Friedhof!

Ich hatte wirklich nicht damit gerechnet, hier eine Begräbnisstätte vorzufinden, und ich hatte plötzlich das Gefühl, daß dieser kleine Ort Pine Bluff gar nicht so harmlos war, wie er sich den Anschein gab.

Besonders die Bewohner schienen es faustdick hinter den Ohren zu

haben, was mir die Flucht des angeblich Verletzten bewies. Für mich war es wirklich ein Rätsel, wie der Mann so schnell hatte davonrennen können.

Darüber dachte ich nicht mehr weiter nach, sondern sprang nach unten, wo ich auf weichem Boden landete.

Wie lange Schleier trieben Nebelfetzen über den Friedhof. Es war still geworden. Und die unheimliche Atmosphäre nahm auch mich gefangen.

Da sah ich weiße, hohe Grabsteine, Hecken, Büsche und entfernt einige Bäume, die nur als Schatten zu erkennen waren. Ein Vogel strich über meinen Kopf hinweg. Der Flügelschlag ließ mich zusammenzucken.

Wo steckte der Kerl?

Ich bewegte mich geduckt voran und lockerte die Beretta in meiner Gürtelhalfter.

Unter meinen Sohlen knirschte der Kies. Auch kleinere Steine zertrat ich, als ich auf einem Weg herschritt, der mich direkt zu dem Gräberfeld hinführte.

Der Nebel schien zu tanzen. Er drehte sich um die Grabsteine, verzerrte die Perspektive, und man konnte das Gefühl bekommen, daß die Grabsteine lebten.

Von dem »Verletzten« sah ich keine Spur. Es gab auch genügend Verstecke auf diesem Dorffriedhof. Er konnte überall lauern, hinter einem Grabstein, einem Busch oder einem Baum.

Ich wischte über meine Augen. Dieses Hineinstarren in die Nebelwand strengte ziemlich an. Man sah schon überall Gespenster und war kaum in der Lage, echte von nicht existierenden Gestalten zu unterscheiden.

An Aufgabe dachte ich jedoch nicht, auch wenn es mir schwerfallen sollte, meinen Gegner zu finden.

Ich trug meine kleine Bleistiftlampe bei mir, holte sie aus der Tasche und leuchtete. Viel brachte das nicht, aber ich wollte sehen, ob der Verfolger Fußspuren hinterlassen hatte.

Der Strahl strich über den Boden. Da waren Spuren, aber nicht nur von einer Person, sondern von mehreren.

So etwas erleichterte meine Aufgabe nun nicht, trotzdem folgte ich den Spurenansammlungen und verließ dabei den Weg, um auf dem Gräberfeld weiterzugehen.

Hier sah ich sie wieder.

Neben einem Grabstein aus Marmor blieb ich stehen. Ich selbst mußte wie eine Spukgestalt wirken, denn die Nebelschleier umwehten auch mich.

Zufällig schaute ich mir das vor mir liegende Grab genauer an. Ich war überrascht, denn die Erde auf dem Grab war aufgeworfen, als

hätte sich jemand aus dem Innern her hoch gewühlt.

Ein schrecklicher Verdacht entstand. Sollten auf diesem Friedhof die Toten auferstanden sein?

Nicht zum erstenmal wäre mir so etwas passiert. Schon öfter hatte ich gegen lebende Leichen gekämpft, die durch einen finsteren Voodoo-Zauber zum Leben erweckt worden waren. Sollte das hier auch der Fall sein?

Wenn ja, dann waren Suko und ich wirklich vom Regen in die Traufe geraten, und zudem noch Manuela, um die ich mich am meisten sorgte.

Ich mußte mir die anderen Gräber anschauen. Daran ging kein Weg vorbei. Sahen sie ebenfalls so aus wie dieses eine hier?

Das nächste Grab war zu. Blumen welkten in einer alten Vase. Um das Grab herum lief eine knöchelhohe Hecke. Dann stieß ich mir das Schienbein an.

Es war ein Sarg!

Und er stand neben einem Grab.

Durch die Nase holte ich Luft. Der Sarg war sehr schmutzig, das sah ich, als ich mich vorbeugte. Erdkrumen lagen auf dem Deckel. In einigen Lehmklumpen ringelten sogar hell schimmernde Würmer.

Ich beugte mich vor und war überrascht, denn der Deckel lag nur lose auf. Zudem war die Erde aufgewühlt worden. Sie lag links neben dem Grab und türmte sich dort zu einem lehmigen Hügel.

Jemand hatte den Sarg aus der Erde geholt.

Warum?

Ich schaute mich vorsichtig um, sah allerdings keinen, der mich beobachtete. Wenn ja, dann hielten sich meine Gegner oder Feinde im Hintergrund verborgen.

Ich bückte mich, faßte den Sargdeckel mit einer Hand an und hob ihn behutsam in die Höhe.

Ich rechnete damit, einen Zombie vorzufinden und war um so überraschter, als ich die braune Totenkiste leer vorfand. Einer Eingebung folgend, kippte ich den Sargdeckel zur Seite, und er verschwand im offenen Grab.

War der Sarg wirklich leer?

Ich wollte es genau wissen, bückte mich und leuchtete mit der kleinen Lampe hinein.

Nein, er war nicht leer.

Am Kopf-oder Fußende lag etwas. Genau konnte ich es nicht erkennen, denn der Gegenstand wirkte irgendwie unförmig und erinnerte entfernt an ein Kopfkissen.

Ich ging einen Schritt vor und streckte den Arm aus, weil ich sehen wollte, was man in den Sarg gelegt hatte.

Meine Finger fühlten Stoff. Der Verdacht mit dem Kissen war

demnach nicht so weit hergeholt. Der Stoff war zusammengedrückt, ich hob den Gegenstand hoch und stellte fest, daß er ziemlich leicht war. Dann drehte ich ihn um, bückte mich, legte die kleine Lampe auf den Sargrand und löste den Knoten, mit dem der Stoff zusammengehalten wurde.

Ich faltete ihn auseinander.

Ein seltsames Gefühl hatte ich sowieso schon, und ich war auf das Schlimmste gefaßt.

Das mußte ich auch sein, denn als ich das Tuch auseinander gefaltet hatte, da traf es mich wie ein Hammer.

In meiner Hand lag ein menschliches Herz !

***

Voodoo!

Verdammt noch mal, mein Gefühl hatte mich nicht getrogen. Wir hatten es hier mit Voodoo zu tun. Mit einer schrecklichen Abart des Voodoo-Zaubers, den Kenner jedoch für den echten hielten.

Was ich jetzt schreibe, klingt hart, ist aber in der einschlägigen Fachliteratur nachzulesen, ich möchte es an dieser Stelle nur ein wenig vereinfachen.

Man tötet beim Voodoo die Menschen, entnimmt ihnen das Herz, begräbt es und hält die lebenden Leichen durch einen Totenzauber in Bann. So war es, so mußte es hier gewesen sein.

Ich wickelte das Herz wieder ein und legte es zurück in den Sarg. Es war schon makaber, was ich hier tat, aber es mußte gemacht werden.

Als ich mich aufrichten wollte, hörte ich das Geräusch. Es war ein Knacken und Schleifen, als würde jemand über den Boden kriechen.

Wieder einmal verfluchte ich den Nebel, der eine Orientierung so gut wie unmöglich machte, denn ich konnte kaum herausfinden, aus welcher Richtung das Geräusch an meine Ohren drang. Dann sah ich vor mir einen Busch, dessen Zweige sich bewegten. Sie wurden zur Seite geschoben.

Ich zog meine Pistole und richtete die Mündung auf das Ziel.

Wie von Geisterhand geführt und von Nebelschwaden umweht, erschien dort eine bleiche Krallenhand..

***

Suko rannte wieder zurück. Dabei schaute er sich sichernd um, doch in unmittelbarer Nähe, denn weiter konnte er ja nicht sehen, waren keine weiteren Gestalten zu erkennen.

Manuela Meyer war im Wagen geblieben. Sie schaute Suko an, als er die Tür aufriß und sich hinter das Lenkrad warf.

»Was ist denn geschehen?« fragte sie.

Der Chinese zog den Wagenschlag zu. »Da ist uns jemand in den Wagen gelaufen.«

»Ach du Schreck.« Manuela schluckte. »Ich hatte etwas geschlafen, deshalb habe ich das nicht so mitbekommen Ist dem Mann etwas geschehen?«

»Es war ein Mann«, sagte Suko, »da haben Sie schon recht.« Er startete und ließ den Wagen langsam anrollen.

»Und? Ist ihm was passiert?«

»Nein.« Suko lenkte den Toyota in eine Kurve.

»Wo fahren Sie denn hin, und wo steckt John?«

»Ich stelle den Toyota nur am Straßenrand ab«, erklärte Suko. »John kümmert sich um den Angefahrenen. Wahrscheinlich ist er in seiner ersten Panik geflohen. Er stand sicherlich unter Schock.« Daß der angeblich Verletzte den Geisterjäger angegriffen hatte, das sagte Suko allerdings nicht.

Er hielt auf der anderen Straßenseite nicht weit von der Mauer und der Einmündung einer schmalen Straße entfernt. Die Mauer zog sich noch um die Ecke.

»Hier warten wir?« fragte Manuela.

»Ja.«

Das Mädchen drehte sich um. »Da hinten schimmert ein Licht«, sagte Manuela.

Auch Suko wandte sich um. »Dort steht sicher ein Haus.«

»Sollen wir hingehen?«

»Später vielleicht.«

»Eine komische Stadt«, sagte sie nach einer Weile des Schweigens.

»Wieso?«

»Hier ist es so still. Kein Mensch auf der Straße, kaum Lichter, das ist wirklich seltsam.«

Suko schwächte ab. »Das macht nur der Nebel. Er läßt alles anders erscheinen, als es in Wirklichkeit ist, glauben Sie mir, Mädchen.«

»Wenn Sie meinen.«

»Sicher.«

Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Suko saß ruhig hinter dem Lenkrad, was allerdings nicht heißen sollte, daß er so ruhig war. Er machte sich schon seine Gedanken. Auch ihm kam die Stadt nicht geheuer vor. Hier stimmte einiges nicht, da war etwas völlig anders als sonst. Er konnte nicht sagen, was, dennoch spürte er das Fluidum, das unsichtbar über dem Ort lag. Zudem machte er sich Sorgen um John Sinclair. Normalerweise hätte er längst wieder auftauchen müssen, aber er blieb noch verschwunden. Nichts war von ihm zu sehen. Sollte er auf Schwierigkeiten gestoßen sein?

Suko hätte gern nachgeschaut, doch er konnte das Mädchen nicht allein zurücklassen.

»Sie machen sich Sorgen um Ihren Freund, nicht wahr«, sagte sie plötzlich.

»Nicht mehr als sonst. Ich kenne ihn. Vielleicht hat er eine Kneipe gesehen und ist eingekehrt.«

Da schüttelte Manuela den Kopf. »Ich glaube Ihnen nicht, Suko. Zwar kenne ich John Sinclair längst nicht so lange wie Sie, aber er ist nicht der Typ, der andere im Stich läßt und in der nächstbesten Kneipe verschwindet.«

»Da haben Sie recht.«

»Also doch Sorgen?«

»Schon möglich.«

»Was macht man denn da?«

»Nichts, wir warten.«

»Wollen Sie nicht nachschauen?«

»Nein, ich muß auf Sie achtgeben.«

»Ich komme mit. Den Wagen klaut schon keiner.«

»Wie Ihr Gepäck, nicht?«

»Das war etwas anderes.«

Der Chinese hatte sich entschieden. »Nein, Manuela, wir werden hier auf ihn warten.«

»Okay.« Sie nahm eine bequemere Haltung ein. Schräg setzte sie sich hin und hob die Beine etwas an, um besser sitzen zu können. Auf einmal zuckte sie zusammen, auch Suko spitzte die Ohren und neigte seinen Kopf dem offenen Fenster zu, damit er besser hören konnte.

»Hören Sie das gleiche, was ich höre?« fragte das Mädchen mit flüsternder Stimme.

Suko nickte.

»Was kann das sein?«

»Orgelspiel, Miß. Das ist das Spiel einer Orgel. Deutlich zu vernehmen.«

»Aber wer spielt denn um diese Zeit Orgel? Und wie ein Kirchenlied hört es sich wahrhaftig nicht an. Lauschen sie mal, das ist eine schlimme Melodie, da passen die Töne und Harmonien überhaupt nicht zusammen.«

Suko lachte. In der Tat mußte er dem jungen Mädchen recht geben.

So ein Orgelspiel hatte auch er noch nie in seinem Leben vernommen.

Zumeist klang die Melodie schwermütig, dann wechselte sie urplötzlich in eine schrille Disharmonie über, die in den Ohren schmerzte und im Kopf nachdröhnte. Sie steigerte sich zu einem furiosen Wirbel, um mit einem letzten Kreischen zu verstummen.

Es wurde wieder still…

Manuela und Suko blieben ruhig sitzen. Das Mädchen hatte sich ein wenig aufgerichtet.

»Verstehen Sie das?« fragte Manuela Meyer mit leiser Stimme.

»Nein.«

»Aber irgend etwas muß es zu bedeuten haben.«
»Das ganz sicher.«
»Und was machen wir? Sollen wir nicht nachforschen?«
Suko war dagegen. »Wir bleiben hier im Wagen sitzen. Ich weiß nicht, welche Gefahren im Nebel lauern.«
»Ja«, sagte Manuela. Sie räusperte sich und zog fröstelnd die Schultern hoch. »Dann haben Sie auch Angst, nicht wahr?«
»So ähnlich.«
»Geben Sie es doch zu. Auch wenn ich eine Frau bin…«
»Psst!«
Manuela verstummte. Sie lauschte. Und wie auch der Chinese vernahm sie plötzlich die Schritte.
Sie klangen irgendwo im Nebel auf, hörten sich knirschend und schleifend an und kamen langsam näher, obwohl keinerlei Gestalten zu sehen waren.
Manuela und Suko starrten in den Nebel. Träge wallte er an dem parkenden Wagen vorbei, kroch an dem Fahrzeug hoch und drang auch durch die beiden offenen Fenster, wo er mit langen hellen Fingern nach den beiden Insassen zu greifen schien.
Einem Instinkt folgend, drehte sich Manuela um. Sie schaute durch die schräge Heckscheibe, und sie sah die Gestalten aus der grauen Nebelsuppe kommen.
»Da!« schrie sie. »Hinter uns! Mein Gott, was sollen wir tun! Sehen Sie doch…«
Suko schaute nicht zurück, sondern weiterhin nach vorn, denn dort waren sie ebenfalls wie Geister aufgetaucht und hatten den Toyota umstellt…

***

Särge!
Es gab keinen Zweifel, in diesem Kellerraum, der ihnen als Fluchtstätte diente, standen Särge!
Fünf insgesamt!
Pechschwarze Totenkisten, frisch lackiert, denn sie glänzten noch nagelneu.
Jennifer fiel gegen ihren Mann. Sie hatte sich immer vor Särgen gefürchtet, bereits in ihrer Kindheit hatte sie eine Aversion dagegen gehabt, und jetzt sollte sie sich zusammen mit ihrer Familie vor einer blutgierigen Meute in einem Kellerraum verstecken, in dem die schwarzen Totenkisten standen.
Jenny wollte nicht. Sie klammerte sich am Türfutter fest. Ihr Mann kannte kein Pardon. Er umfaßte ihre Hüfte und zerrte sie in den Raum hinein.
Ronny hatte zwar auch große Angst, doch er wollte in der Nähe

seines Vaters bleiben, dem er voll und ganz vertraute. Sein Dad würde bestimmt einen Ausweg wissen.

Vom Gang her hörten sie die Schritte. Die Verfolger hatten nicht aufgegeben. Sie kamen näher, sie wollten die Beute, die ihnen auf keinen Fall entwischen durfte.

Vic schleuderte seine Frau in den Kellerraum hinein. Er fand auch einen Lichtschalter, und über der Decke spendete eine nackte Glühbirne Licht!

Es war ein trübes Licht, das jedoch ausreichte, um den Keller auszuleuchten.

Vic warf einen raschen Blick über seine Schulter. Frau und Kind befanden sich dort, wo die Särge standen, erst einmal in relativer Sicherheit.

Und er stand an der Tür. Als Waffe, mit der er sich bis zum letzten Blutstropfen verteidigen wollte, besaß er die Spitzhacke, und ihm fiel jetzt ein, daß er noch ein Taschenmesser bei sich trug. Das holte er hervor und zog mit spitzen Fingern die Klinge aus dem Heft. Dann warf er einen Blick in den Gang.

Sie hatten die Treppe bereits hinter sich gelassen. Die ersten Gestalten betraten den Gang. Auch eine Frau befand sich unter den dreien. Sie hatte kurzes rötlich schimmerndes Haar, das verfilzt wirkte, als wäre es seit Monaten nicht mehr gewaschen worden.

Und eine zweite Frau erschien.

Vic Tyler sah sie, als sie soeben die letzte Treppenstufe hinter sich ließ.

Er kannte sie.

Es war die Wirtin aus dem Lokal, wo sie gegessen und getrunken hatten. Sie trug noch immer ihren roten Pullover und hatte das schwarze Haar weiterhin hochgesteckt. Jetzt drängte sie sich sogar vor und verzog den grell geschminkten Mund zu einem bösen Grinsen, so daß er wirkte wie eine blutige Wunde.

Vic Tyler zuckte zurück. Plötzlich spürte er wieder die Angst und das Unbehagen, das ihn erfaßt hielt. War es doch ein Fehler gewesen, sich hier im Keller zu verstecken? Sie saßen wirklich in einer Rattenfalle und kamen nicht heraus, denn einen Hinterausgang gab es nicht.

Er tauchte wieder in das Verlies. Jennifer und sein Sohn hatten sich auf die Särge gesetzt. Die Frau drückte ihren Kleinen eng an sich. Beide zitterten.

Vic wollte ihnen ein aufmunterndes Lächeln zuwerfen, was aber nicht gelang, es wurde nur eine Grimasse.

Dann rammte er die Tür zu. Mit dem Rücken lehnte er sich dagegen und stemmte die Füße ein.

»Sind sie da?« fragte Jennifer. Vic nickte.

»Wir haben keine Chance, nicht wahr?« flüsterte Jennifer unter

Tränen.
»Ich weiß nicht.«
»Nein, wir haben sie nicht.« Jenny riß die Augen weit auf. Wie Glasmurmeln wirkten sie, dabei blickte sie einfach durch ihren Mann ins Leere.
Ronny fragte: »Soll ich dir helfen, Dad?«
»Nein, mein Kleiner, du kannst nur noch eins tun. Bete! Bete, daß alles glattgeht, daß wir hier rauskommen.«
»Aber du bist doch stark.«
»Ich versuche es zu sein.«
Sie waren jetzt an der Tür. Vic Tyler hörte es genau, denn er befand sich dicht am Holz.
Vic drehte sich um.
Seine Frau rief: »Was willst du machen, Vic!«
»Ich schlage sie zusammen!« knirschte er. »Ich haue sie in Stücke. Ich…« Er verschluckte sich. Seine Augen leuchteten wild, und schweißnaß war sein Gesicht.
»Vic, laß die Tür zu. Vic…«
Der Mann hörte nicht. Er fand die Klinke und riß die Tür mit einem heftigen Ruck auf.
Da standen sie.
Sie starrten ihn an. Leere Gesichter, auch wenn sie lächelten. »Komm zu uns«, sagte die Wirtin. »Du wirst es gut haben. Wir nehmen dich auf in unseren Kreis.«
»Neiinnn!« Vic brüllte das Wort und schlug zu.
Er hatte sich die Wirtin ausgesucht und traf sie auch. Sie fiel zurück bis gegen die Wand und rutschte daran herab. Normalerweise hätte sie tot sein müssen, doch sie stützte sich auf dem Boden ab und kam wieder in die Höhe.
Da packte eine Hand zu. Sie umklammerte den Arm des Mannes, der einen Moment starr vor Schreck stand und auch nicht auf die Schreie seiner Frau achtete.
In einem Anfall von Verzweiflung warf er die Spitzhacke vor.
Sofort sprang Victor Tyler nach hinten. Auf einmal war seine Frau neben ihm, und sie tat das gleiche, was auch ihr Mann vorgehabt hatte.
Gemeinsam rammten sie die Tür zu, drehten sich um und lehnten sich dagegen.
Jennifer schüttelte den Kopf. »Nein!« hauchte sie. »Nein, da kommen wir nicht raus!«
Vic gab keine Antwort mehr. Auch er hatte die Hoffnung aufgegeben.
Diese Flucht in den Keller hatte sich als ein Bumerang erwiesen.
Wie verloren saß Ronny, der Siebenjährige, auf dem schwarz lackierten Sarg. Auch er hatte Angst, er schaute seine Eltern an, es sah

so aus, als wollte er etwas sagen, doch nicht ein Wort drang über seine Lippen.

Dann schrie er auf, denn er, der Jüngste, hatte es als erster gesehen.

Der Deckel des neben ihm stehenden Sarges bewegte sich. Langsam wurde er von unten in die Höhe gestemmt, ein Spalt klaffte auf, und fünf lange, bleiche Finger waren zu sehen…

***

Ich schaute auf die Klaue, die sich mir aus dem Gebüsch entgegenreckte.

Sollte ich schießen?

Nein, ich wollte abwarten, wer mir da entgegengekrochen kam. Der Hand folgte ein Arm. Auch bleich anzusehen, und er verschwand in einem dunklen Ärmel.

Dann sah ich die ganze Gestalt.

Es war eine Frau.

Eine alte Frau, mit grauen strähnigen Haaren, einem faltigen Gesicht und müden Augen, in denen sich eine ungeheure Qual widerspiegelte.

Ich spürte, daß mir von dieser Person keinerlei Gefahr drohte, daß sie nicht mein Leben wollte.

»Was willst du?« fragte ich.

»Bitte!« keuchte sie und kroch weiter aus dem Gebüsch hervor, um mich zu erreichen. »Ich will endlich sterben. Bitte, bitte, tu mir doch den einen Gefallen..«

Es war grauenhaft. Sie hatte mich jetzt erreicht, kniete vor mir und umklammerte meine Beine.

Ich wollte den Griff lösen, doch sie besaß eine starke Kraft. »Töte mich!« keuchte sie. »Begrabe mich…töte mich..«

Die Worte gingen mir durch und durch. Sie hatte ihren Kopf angehoben und schaute mich von unten her an. Das Gesicht war eine Maske der Pein, halboffen stand der Mund, und mir rieselte es kalt den Rücken hinunter.

»Warum?« fragte ich. »Warum soll ich Sie töten?«

»Ich muß sterben!«

Sie sprach abgehackt, und ich merkte, daß sie dabei nicht atmete.

»War sie nicht schon tot?«

»Du bist doch tot«, sagte ich.

»Ja, ich bin es.«

»Warum soll ich dich dann umbringen?«

»Weil ich erlöst werden will. Deshalb. Mein Herz lebt noch weiter. Viele Herzen leben weiter. Der Zauber hält sie am Leben. Erst wenn sie vernichtet sind, dann können wir auch unsere Ruhe haben.«

»Ist das dein Sarg?« flüsterte ich.

»Ja, ich habe ihn aus der Erde geholt. Ich wollte mich selbst

vernichten, aber dann bist du gekommen. So bringe mich doch um. Mach es, tu es.«

Ich atmete tief ein. Selten hatte ich mich so mies gefühlt. Ich stand mit der Frau fast mutterseelenallein auf dem Friedhof, wurde von Nebelfetzen umschwebt, und kein Horror-Regisseur hätte diese Szene gruseliger gestalten können.

Ich würde sie töten. Ja, zum Teufel, ich würde ihr den Gefallen tun.

Doch zuvor wollte ich noch etwas wissen. »Wer hat daran Schuld? Wer hat dafür gesorgt, daß du ewig weiterleben mußt? Sage es mir, gib mir die Antwort.«

»Tötest du mich dann?«

»Ich verspreche es dir!«

»Es ist Benjamin, ein Satan. Er spielt die Orgel, die Blutorgel, die aus der Hölle stammt und erst gespielt werden kann, wenn sie durch unseren Lebenssaft gespeist wird. Wir geben das Blut, wir geben unsere Seele. Benjamin beherrscht den Voodoo-Zauber, er weiß, wie man mit lebenden Toten umzugehen hat, und er wird alle in seine Gewalt bekommen. Noch haben wir eine Chance, aber je mehr Zeit vergeht, um so stärker wird er. Die Blutorgel, auch die muß vernichtet werden. Bitte, töte mich.«

Ich nickte.

Da ließ die Frau los.

Und während ich zurückging, fiel sie zu Boden. Sie hatte keine Kraft, sich zu erheben, und ich war froh dabei.

Ich beugte mich weit nach vorn, damit ich in den Sarg schauen konnte.

Dort lag das Herz.

Ihr Herz!

Dann nahm ich das Kreuz. Geweiht von den vier Erzengeln, ein Trutzschild gegen die Hölle, gegen das Böse mit ihm wollte ich es versuchen.

»T-ö-t-e m-i-c-h…«

Ich legte das Kreuz genau auf das Herz.

Ein Schrei ertönte. Gräßlich und markerschütternd, so wie ich ihn von Vampiren kannte, wenn sie gepfählt wurden. Der Nebel verschluckte ihn schnell, und er verstummte.

Ich richtete mich auf und schaute nach der Frau. Sie lag auf dem Boden und bewegte sich nicht.

Als ich sie herumdrehte und in ihr Gesicht schaute, sah ich tatsächlich, daß sie gestorben war.

Durch mich war sie ums Leben gekommen. Ich fühlte mich nicht als Mörder, denn diese Frau war schon tot gewesen. Sie hatte nur ein untotes, unseliges Leben weitergeführt, und ich hatte sie in gewisser Weise nur erlöst.

Ihre Worte ließ ich mir noch einmal durch den Kopf gehen. Sie hatte einiges gesagt, von einem gewissen Benjamin, der der Teufel sein sollte, und sie hatte die Blutorgel erwähnt.

Das Orgelspiel hatte ich gehört. Aber was hatte es mit diesem Instrument auf sich, und warum nannte man es die Blutorgel? Ich mußte es herausfinden, und ich mußte vor allen Dingen die verflixte Orgel suchen. Das war die Hauptsache.

Ich hob die Frau hoch und legte sie in den Sarg. Zusammen mit ihrem Herz lag sie dort. Das Herz hatte seine Farbe und seine Form verändert.

Es war dunkel geworden, fast schwarz, und es war zusammengeschrumpft.

Ein Anblick, der mich schüttelte…

Von dem Kerl, den ich verfolgt hatte, war weiterhin nichts zu sehen. Er hatte seinen Unterschlupf gefunden. Irgendwo auf dem Friedhof mußte er sich verborgen halten.

Auch dachte ich an Manuela und Suko. Allein hatte ich sie zurückgelassen.

In einer Stadt, die wir kaum gesehen hatten, die uns jedoch feindlich gesonnen war. Ich fragte mich wirklich, ob alle Einwohner zu dem gemacht worden waren, wie die Frau, deren Herz ich gesehen hatte.

Mein Blick schweifte über den Friedhof, so weit es ging. Einige Gräber konnte ich erkennen. Wenn ich die Anzahl mit drei oder vier multipliziertes kam eine erkleckliche Summe heraus. Es gefiel mir überhaupt nicht, hier die Untoten oder Zombies eines Werwolf-Zaubers herumlaufen zu wissen.

Die Satansorgel mußte gefunden und wenn es eben ging, vernichtet werden. Das jedoch wollte ich nicht allein machen, sondern mit meinem Partner Suko.

Er wartete im Wagen.

Ich hatte keine Lust, erst noch den Ausgang des Friedhofs zu suchen, deshalb nahm ich den Weg den ich auch gekommen war. Ich lief wieder zur Mauer zurück, kletterte hinauf und saß kaum oben auf der Krone, als ich trotz des Nebels den hellen Schein entdeckte.

Er schimmerte zwischen den Schwaden, tanzte und zuckte und kam aus der Richtung, wo ich meinen Partner vermutete.

Mir war alles klar. Feuer!

***

Die Stadt war wirklich eine Hölle für sich. Wäre Suko allein gewesen, hätte er gekämpft, so aber mußte er auf seinen hübschen Gast Rücksicht nehmen.

»Jetzt geht Ihnen auch die Muffe, nicht«, sagte Manuela und legte ihre Hände auf Sukos Schultern.

»Eigentlich nicht.«
»Sagen Sie bloß, Sie haben keine Angst.«
»Warten wir erst einmal ab.« Sicherheitshalber drehte der Chinese den Zündschlüssel und ließ den Motor an.
»Mann, Ihre Ruhe möchte ich haben. Ehrlich.«
»Muß wohl an der Mentalität liegen.«
»Das glaube ich auch.«
Suko behielt die Gestalten genau im Auge. Die an der Rückseite waren schon so nahe, daß sie den Wagen bereits anfassen konnten.
»Fahren Sie doch, Mensch!«
Suko schüttelte den Kopf. Er verstand, daß sich Manuela fürchtete, aber hier mußte man die Nerven bewahren, sonst kam man nicht weiter.
Der Chinese hatte genügend ähnliche Situationen erlebt und immer kaltblütig reagiert.
Auch die Typen vor dem Wagen blieben stehen. Dabei fiel Suko auf, daß sich unter ihnen eine Frau befand. Sie war vielleicht fünfzig Jahre alt und hielt etwas in der Hand, was man als einen länglichen Gegenstand bezeichnen konnte.
Damit schlug sie zu. Der Gegenstand krachte auf die Motorhaube und haute eine Beule hinein.
»Fahren Sie doch!« bat Manuela.
»Und wie!« antwortete Suko.
Der Motor lief bereits. Suko kuppelte und gab Gas. Der Toyota nickte an. Und Suko nahm auch keine Rücksicht mehr auf die vor der Kühlerschnauze stehenden Personen. Sie hatten es nicht anders gewollt, das Anlassen des Motors war Warnung genug für sie gewesen.
Drei standen dort.
Und die drei wurden auch von der Stoßstange erfaßt. Der Toyota war stärker als sie. Die Stange traf sie gleichzeitig und schleuderte sie zurück.
Suko war bewußt langsam gefahren. Er wollte, wenn eben möglich, Verletzungen oder noch etwas Schlimmeres vermeiden. Noch wußte er nicht, was das für Menschen waren, bisher hatte er noch keinen Anhaltspunkt dafür gefunden, es mit Wesen aus dem Schattenreich zu tun zu haben.
Freie Fahrt!
Der Toyota stieß in den Nebel.
Manuela Meyer hockte auf dem Rücksitz, hatte die Beine angezogen und schaute zurück. Ihre Hände bildeten Fäuste, sie spürte, daß die Fingernägel in die Ballen drangen, ein Zeichen dafür, wie aufgeregt sie war.
Sie sah die Menschen, die angefahren worden waren. Sie lagen auf dem Boden, rappelten sich jedoch wieder auf und glichen im

quirlenden, wallenden Nebel Gestalten aus einer längst versunkenen Welt.

Sechs Verfolger waren es, denn die hinter dem Wagen Stehenden hatten sich zu den ersten dreien gesellt.

Einige hoben die Arme und stießen Drohgebärden aus. Dies war für das Mädchen nur schwach zu erkennen, denn Suko fuhr quer über die Straße, und die Gestalten wurden eins mit dem Nebel.

»Wohin fahren Sie überhaupt?« fragte Manuela.

»Wir bleiben hier in der Nähe.«

»Sie wollen auf Ihren Freund warten, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Haben sie keine Angst um ihn?«

»Doch«, sagte Suko und trat auf die Bremse. Sie standen wieder, jetzt mitten auf der Straße, soweit das in der dichten grauen Suppe zu erkennen war.

»Wo ist er wohl hingelaufen?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Suko.

Manuela schluckte. Ängstlich schaute sie sich um »Mein Gott, bin ich froh, wenn ich hier wegkomme. Wirklich, Suko, ich…«

»Behalten Sie die Nerven«, sagte der Chinese ruhig. Er schaute nach vorn, denn er hatte geglaubt, eine Bewegung im Nebel zu sehen. War dort jemand über die Straße gehuscht?

Genau konnte er es nicht sagen, die Konturen verwischten zu sehr, und er wunderte sich auch, daß die anderen nicht auftauchten, um sie aus dem Wagen zu holen.

Das mußte seinen Grund haben.

Manuela sprach wieder. »Ich habe doch das Licht gesehen. Sollen wir da nicht hingehen?«

»Und wenn John Sinclair zurückkommt?«

»Ja, da haben Sie recht. Aber was sollen wir denn machen?«

»Erst einmal im Wagen bleiben. Hier sind wir in relativer Sicherheit.«

»Bis jetzt. Sicherlich werden sie uns irgendwann jagen. Und die sind immer stärker als wir, das ist doch klar. Wenn sie uns erwischen, sind wir dran.«

Da hatte das Mädchen recht. Sie waren dran, wenn man sie erwischte.

Suko hatte sich inzwischen ebenfalls zu der Meinung durchgerungen.

Noch war die Fensterscheibe an seiner Seite nach unten gekurbelt.

Nach wie vor drang der Nebel in den Wagen. Aber nicht nur er, auch etwas anderes nahm Suko wahr. Er sah es zwar nicht, dafür roch er es.

Benzin!

Stinkende Dämpfe drangen zusammen mit dem Nebel an seine Nase.

Der Chinese ahnte, daß es nicht von ungefähr kam, und er glaubte, plötzlich Zusammenhänge zu erkennen.

»Wir müssen weg«, sagte er.
Zu spät.
Suko hätte fünf Sekunden früher den Entschluß fassen sollen. Vor ihm puffte eine Feuersäule hoch, bildete einen Augenblick später eine gewaltige Wand und wurde zu einem regelrechten Inferno, das sich mit dem Nebel mischte, brannte, tanzte, loderte und sich rasend schnell ausbreitete.
Auch auf den Wagen zu.
»Wir müssen weg!« schrie Manuela.
Das wußte Suko selbst. Zum Glück hatte er den Motor weiterhin laufenlassen. Er brauchte nur Gas zu geben und tat dies auch. Dabei riß er das Lenkrad nach links, um dem Inferno zu entkommen, doch die unsichtbaren Gegner wußten genau, was sie zu tun hatten. Sie spritzten Benzin in die Flammen, die damit neue Nahrung fanden und sich ausbreiteten.
Plötzlich stand die Straße im hellen Feuerschein. Suko sah rennende Gestalten, der Widerschein leuchtete durch den Nebel und sie an. Sie huschten an der Feuerwand vorbei, und einer von ihnen hatte es nicht geschafft.
Als Fackel fiel er zu Boden, schlug um sich, schaffte es jedoch nicht, die Flammen zu ersticken.
Er verbrannte, ohne daß ein Laut der Klage über seine Lippen drang.
Manuela hockte im Fond und zitterte am gesamten Leib. Sie schrie und jammerte, während Suko versuchte, den Wagen an der Flammenwand vorbeizulenken.
Das war nicht möglich.
Das Benzin hatte sich in Sekundenschnelle ausgebreitet, lief auch jetzt noch weiter und loderte als glühende Wand auf den Wagen zu.
Suko bremste.
»Was ist los?« schrie Manuela.
»Wir müssen raus!«
»O mein Gott.«
»Kommen Sie, wir schaffen es sonst nicht.« Suko hatte die Tür aufgerissen, war draußen und klappte den Sitz zurück, während erste Feuerzungen auf der Kühlerhaube tanzten und über das Blech leckten.
»Nehmen Sie die beiden Koffer mit!« schrie der Chinese.
Manuela starb fast vor Angst, aber sie reagierte in diesen schrecklichen Augenblicken genau richtig. Sie packte den Einsatzkoffer und auch den Behälter, in dem Desteros Schwert lag. Als sie aus dem Fahrzeug stieg, stieß sie sich noch den Kopf, darauf konnte man jetzt keine Rücksicht nehmen.
Nur weg!
Suko nahm ihr die Sachen ab. »Folgen Sie mir!« rief er und rannte vor der Feuerwand her.

Manuela blieb ihm auf den Fersen. Es war ihr Glück, daß sie rechtzeitig genug den Wagen verlassen hatten, denn der Toyota wurde bereits vom tanzenden Feuer eingehüllt, und es konnte nur noch Sekunden dauern, bis der Benzintank in die Luft flog.

Er explodierte tatsächlich.

Da waren Suko und Manuela schon so weit weg, daß ihnen kaum etwas geschehen konnte. Ein gleißender heller Ball schien plötzlich in der Luft zu stehen, dann erfolgte die Explosion und ein brennender Regen wurde hoch in die Luft geschleudert, wo er sich für einen Moment sammelte und dann der Erde entgegen fiel.

Der Wagen brannte aus, wurde zu einem verkohlten Wrack, das alles interessierte Suko und Manuela nicht. Sie wollten nur ihr Leben retten, denn dem Chinesen war inzwischen klar geworden, daß sie in dieser Stadt keine Freunde hatten.

Das Gegenteil war der Fall, man wollte ihnen ans Leben.

Sie waren quer über die Straße gelaufen, bis sie an der Mauer standen, über die auch John Sinclair geklettert war. Von hier aus sahen sie in die schaurig schöne Szenerie.

Das Benzin brannte noch immer. Es mußten große Mengen ausgelaufen sein, und der schwarze, fette Qualm vermischte sich mit dem wallenden Nebel, wo beide sich zu skurrilen Figuren formten, die über dem Boden schwebten, bevor sie vom Wind zerrissen wurden.

Auch Menschen sahen sie.

Sie liefen vor oder seitlich an der Feuerwand entlang, schrien sich gegenseitig etwas zu, was Suko und das Mädchen nicht verstehen konnten.

»Wo bleibt denn Ihr Freund?« fragte Manuela.

»Das möchte ich auch gern wissen.«

»Er muß das Feuer gesehen haben.« Suko nickte.

Der Chinese überlegte, wohin sie laufen konnten. Es hatte keinen Zweck, an der Mauer stehenzubleiben, hier waren sie deckungslos, darauf warteten die anderen nur, und Suko faßte einen Entschluß. »Über die Mauer«, sagte er.

Manuela Meyer schaute ihn bestürzt an. »Ist das wirklich Ihr Ernst?«

»Ja, zum Spaßen bin ich nicht aufgelegt.« Suko deutete nach vorn.

»Da, sehen Sie, man will uns an den Kragen.«

Manuela nickte. Auch sie erkannte die Gestalten, die, vom Nebel umwebt, die Straße überquerten.

Sieben, acht Gegner zählten sie. Beide wußten zwar nicht, was sich hinter der Mauer befand, aber auf der Straße bleiben konnte sie auch nicht.

»Sie zuerst«, sagte Suko, stellte beide Gepäckstücke ab, legte die Hände zusammen, damit Manuela hineintreten konnte und half ihr so hoch.

Sie stellte sich geschickt an. Suko hob sie an, und es gelang ihr, die Krone mit beiden Händen zu umfassen.

Mit der Unterstützung des Chinesen schaffte sie es, lag auf der Krone und sprang nicht hinunter, obwohl Suko sie darum bat.

»Nein, ich warte auf Sie!«

Es war wirklich nicht die Zeit, sich auf lange Diskussionen einzulassen.

Suko nahm die Gepäckstücke und schleuderte sie über die Mauer.

»Geben Sie auf die Dinger acht«, rief er, denn er selbst mußte sich um die Gegner kümmern, die bemerkt hatten, was die beiden wollten und entsprechend reagierten.

Sie teilten sich.

Die eine Hälfte von ihnen lief nach rechts, weil sie an einer anderen Stelle über die Mauer klettern wollte, andere wiederum kamen direkt auf Suko zu, der es nicht mehr schaffen würde, rechtzeitig über die Mauer zu kommen.

Manuela geriet in Panik. Sie lag auf der Krone und schrie: »Kommen Sie doch, kommen Sie!«

»Moment!« Suko hatte sich verrechnet, was die Schnelligkeit seiner Verfolger anging. Auf jeden Fall befanden sie sich dicht vor ihm, und dem Chinesen blieb nichts anderes übrig, als seine Waffe zu ziehen.

»Bleibt stehen!« warnte er.

Sie hörten nicht.

Stab oder Beretta? Das war die Frage, die sich dem Chinesen stellte.

Mit dem Stab wäre es einfach gewesen. Er hätte das magische Wort gerufen, und die Zeit wäre für fünf Sekunden angehalten worden. Nur befand sich der Chinese nicht in direkter Lebensgefahr, und der Stab regenerierte sich nicht so schnell, wie er inzwischen herausgefunden hatte, deshalb wartete Suko gern ab, bevor er das letzte Mittel einsetzte.

Es mußte auch anders klappen.

Er zog die Waffe. »Bleibt stehen!« rief er den Verfolgern entgegen, die sich noch auf der Straße befanden.

Sie hörten nicht.

Da feuerte der Chinese. Er hielt auf die Beine des ersten. Das war ein hochgewachsener Mann, der dunkle Kleidung trug, und die geweihte Silberkugel in den Oberschenkel bekam.

Er zuckte zusammen, knickte ein und fiel auf die Seite. Trotz des Nebels sah Suko, wie sich sein Gesicht verzerrte, ein röchelnder Laut drang aus seinem Mund, dann zuckte er noch einmal und blieb still liegen.

War er tot?

Wenn ja, gab es für den Chinesen nur eine Erklärung. Dann mußte dieser Mensch kein Mensch im eigentlichen Sinne gewesen sein,

sondern ein Untoter. Suko hatte nur auf das Bein gezielt, und durch so einen Treffer starb man nicht.

Mit anderen Worten: Er hatte es hier nicht mit normalen Menschen zu tun, sondern mit Zombies, Beeinflußten und Dämonendienern.

Die anderen beiden waren stehengeblieben. Sie schauten auf ihren Artgenossen, ohne wohl zu begreifen.

Suko bekam einen Zeitaufschub, den er nutzte. Manuela, die noch immer auf der Mauerkrone lag, konnte zuschauen, wie Suko unter seine Jacke griff und die Dämonenpeitschte hervorholte. Er schlug einmal einen Kreis über den Boden, und die drei Riemen fielen aus der Öffnung.

Kugeln wollte er sparen. Er ging jetzt seine gefährlichen Gegner direkt an.

Der erste wollte es genau wissen und warf sich ihm entgegen. Er fiel genau in den Schlag. Die drei Riemen klatschten über seinen Körper, rissen regelrechte Streifen hinein, und der Untote kippte lautlos zu Boden, wo er verging. Dampf stieg aus den Wunden. Er vermischte sich mit dem Nebel und war bald verschwunden.

Der dritte Zombie stand wie ein Ölgötze.

Suko schlug aus der Drehung zu.

Die drei Riemen wickelten sich um den Hals, ein Ruck, und der Untote lag am Boden.

Er verging ebenso wie sein Artgenosse.

Der Chinese atmete auf. Die drei Verfolger existierten nicht mehr, doch er wußte nicht, wie viele Gegner noch im Hintergrund lauerten, deshalb galt es, keine Sekunde zu verlieren.

Als er sich umdrehte, vernahm er Manuelas Stimme. »Mein Gott«, flüsterte das Mädchen, »was war das?«

»Erkläre ich Ihnen später.« Suko sprang, machte sich dabei lang, bekam die Krone der Mauer zu fassen und zog sich hoch. Auf der anderen Seite sprang er zu Boden. Zusammen mit Manuela.

Sie landeten weich. Suko nahm die beiden Gepäckstücke an sich und schaute sich um.

Vor ihnen lag ein Friedhof.

Damit hatte er nicht gerechnet. Waren Sie vom Regen in die Traufe geraten? Er sah die tanzenden Nebelschleier, wie sie die bleichen Grabsteine umflorten und spürte die unheimliche Atmosphäre, die auf diesem Totenacker herrschte.

Ein Friedhof bot immer ein gutes Versteck für Zombies und Untote.

Man konnte ihn gewissermaßen als eine Brutstätte bezeichnen, und dem Chinesen war klar, daß er sich ungemein vorsehen mußte.

Da schrie Manuela auf. Sie hatte die Gestalt zuerst entdeckt, die sich aus dem Nebel löste.

Da kam bereits der erste.

Der Chinese hielt die Dämonenpeitsche noch in der Hand. Jetzt hob er sie zum Schlag.
»Willst du mich auspeitschen?« fragte der Ankömmling.
»John«, sagte Suko nur, ließ die Peitsche sinken und hörte den Stein direkt poltern, der ihm vom Herzen gefallen war…

***

Jennifers Nerven spielten nicht mehr mit. Sie bekam einen Schreikrampf und stierte aus hervorquellenden Augen auf den Sarg.
Immer höher glitt der Deckel, und auch Victor Tyler war von dem Anblick abgestoßen und gleichzeitig fasziniert.
Wer würde den Sarg verlassen?
Zuerst wurde die Tür aufgestoßen. Vic bekam sie wuchtig in den Rücken, wurde nach vorn katapultiert und erst von einem der Särge gestoppt. Es war der, auf dem seine Frau saß.
Sie quollen jetzt in den Keller. Sechs Gestalten mit bleichen Gesichtern und einem hämischen Grinsen um die Lippen. Augenblicklich nahmen sie von dem Verlies Besitz und verteilten sich so, daß die Menschen keine Fluchtchance mehr hatten.
Aber sie griffen nicht an. Und das hatte seinen Grund, in dem Mann, der aus dem Sarg gestiegen war.
Der Fremde war vollständig angezogen. Er trug kein Leichenhemd, sondern normale Straßenkleidung, der man sogar eine gewisse Eleganz nicht absprechen konnte.
Er trug einen langen Mantel, grau in der Farbe und mit einem schmalen Samtkragen versehen, der ebenso schwarz war wie die Totenkiste, der er entstieg. Die Hosen, deren letztes Drittel nur zu sehen war, zeigte ebenfalls eine dunkle Farbe, und aus dem Mantelausschnitt schimmerte das Weiß eines Hemdes.
Das Gesicht des Mannes war rundlich, vielleicht ein wenig zu dick mit den roten Wangen, und die Nase sprang vor wie eine dicke, rötlich angestrichene Kartoffel. Die Brille mit den starken Gläsern vergrößerte seine Augen noch mehr, und die dicken Lippen über dem abfallenden Kinn glänzten, als wären sie mit Speichel eingerieben worden. Jetzt verzog der Mann sie zu einem Lächeln, während er zusätzlich eine linkische Verbeugung andeutete, um die Familie Tyler willkommen zu heißen.
Die drei hatten sich dicht nebeneinander gestellt, wobei Vic einen Schritt vorstand und in einer schrägen Haltung lauerte. Den linken Arm hatte er halb erhoben, der rechte hing an seinem Körper herab, die Finger umklammerten den Griff des Taschenmessers. Vic Tyler fixierte den Typ vor sich genau.
»Willkommen in unserem Kreis«, sagte der Mann mit einer fast freundlich klingenden Stimme, die jedoch nicht darüber

hinwegtäuschen konnte, wie grausam er tatsächlich war. »Sie stammen nicht aus dieser Stadt, wie ich wohl sehr richtig annehme?« erkundigte er sich.

»Nein«, knirschte Vic.

»Dann hat sie ein für uns sehr glücklicher Zufall hergeführt, wir brauchen Sie nämlich, da die meisten Einwohner geflohen sind.«

»Wofür brauchen Sie uns?«

»Alles der Reihe nach.« Der Mann lächelte wieder. »Sie gestatten, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Benjamin, Mr. Benjamin, ganz einfach zu behalten.«

»Und was soll das?«

»Seien Sie doch nicht so ungeduldig. Ich trete hier als Mr. Benjamin auf, in Wirklichkeit jedoch bin ich der Teufel, der endlich ein lang gesuchtes Instrument gefunden hat die Orgel.«

Jetzt verstand Vic Tyler. »Dann sind Sie der Kerl, der auf der Orgel gespielt hat?«

»Natürlich.«

»Und warum?«

»Ich liebe dieses Spiel, denn mit der Orgel hat es eine ganz besondere Bewandtnis. Sie ist nicht nur irgendein Instrument, sondern etwas ganz Besonderes. Sie spielt nur, wenn sie mit dem Blut der Menschen angetrieben wird.«

»Was?«

»Ja, da Blut der Menschen ist ihre Energie. Und deshalb freue ich mich so, daß wir Nachschub bekommen haben. Ihre Frau, Ihr Sohn und Sie. In den letzten Stunden hat sich das Blut meiner Freunde verbraucht, zwar hält sie mein Voodoo-Zauber noch am Leben, doch ich habe gemerkt, daß ich nicht mehr so spielen konnte, wie ich es gern getan hätte. Sie und Ihre Familie kommen mir so recht, als hätte sie die Hölle geschickt.«

Vic Tyler hatte die Worte wohl verstanden, aber nicht so recht begriffen. Er konnte es nicht fassen, daß jemand so grausam war und auf Menschenleben keinerlei Rücksicht mehr nahm. Er wollte ihr Blut.

Das seiner Frau, seines Sohnes, sein eigenes…

»Nein!« flüsterte er.

»Doch!« erwiderte Benjamin kaltlächelnd.

Vic warf seiner Frau einen Blick zu. Sie war stumm vor Entsetzen, ihr Gesicht zuckte, und wie im Krampf hielt sie ihren siebenjährigen Sohn fest.

Ronny sagte nichts. Er hatte bestimmt das Schreckliche nicht verstanden, zum Glück nicht, und als Vic Tyler seinen Kopf drehte, schaute er wieder in die spöttisch lächelnde Visage dieses Mr. Benjamin.

»Du willst wirklich…?« keuchte er. »Ja, ich will euer Blut!«

»Nein!« brüllte Vic Tyler und wuchtete sich vor. Er stieß dabei mit dem Taschenmesser zu, ihm war jetzt alles egal, und er zielte mit der Klinge dorthin, wo die weiße Farbe des Hemdes im Ausschnitt des Mannes schimmerte.

Bis zum Heft drang die Klinge in den Körper. Vic Tyler sah Benjamins Gesicht dicht vor dem seinen, und noch immer klebte das spöttische Lächeln um die Mundwinkel des Mannes, doch kein Schleier legte sich über die Augen, sie blieben kalt wie zuvor auch. Der Stoß mit dem Messer hatte ihm nichts ausgemacht.

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich der Teufel bin?« sagte Benjamin mit leiser Stimme und stieß den Mann zurück.

Vic taumelte bis gegen die Wand, schaute auf die Messerklinge und sah kein Blut.

Kein Blut?

Er schüttelte den Kopf, hob den Blick und sah diesen Benjamin an.

Der stand da und lächelte.

»Verdammt!« flüsterte Vic. »Verdammt, wie ist das möglich? Ich habe doch…«

»Nichts hast du, mein Junge. Gar nichts. Du hast mit dem Messer zugestoßen, das ist alles.« Er breitete die Arme aus. »Willst du es noch einmal versuchen? Bitte sehr, ich, stehe dir zur Verfügung, du kannst machen, was du willst.«

Vic schüttelte den Kopf. »Nein!« hauchte er. »Nein, verdammt, das ist nicht drin, das ist…«

»Vergiß alles, was du bisher in deinem Leben gehört hast, es taugt nichts«, erklärte Benjamin. »Eins nur zählt in diesem Fall die Hölle. Sie ist existent, sie ist unter uns, und sie braucht immer neue Diener.«

Vic kam nicht daran vorbei. Er hatte sich lange gefürchtet, doch nun stellte er die entscheidende Frage. »Wollen Sie uns töten?«

Benjamin nickte.

»Auch das Kind?«

»Selbstverständlich, auch sein Blut ist gefragt. Die Blutorgel muß gespielt werden, denn sie allein ist wichtig. Ihre Melodie dringt nicht nur an eure Ohren, sondern auch in die Tiefen der Gräber und lockt die Toten aus ihnen hervor. Lange war die Blutorgel verschollen. Endlich ist es mir gelungen, sie zu finden. Und sie gehorcht nur einem nämlich mir.«

Vic Tyler sah wirklich keinen Grund, an den Worten des Mannes zu zweifeln. Was er bisher erlebt hatte, das hätte er sich zuvor nie träumen lassen, doch nun war es in Erfüllung gegangen. Einschrecklicher, grauenhafter Alptraum, wie er schlimmer nicht sein konnte.

Jennifer löste ihre Hand vom Körper des Jungen und tastete nach ihrem Mann. Sie fand auch seine Hand und drückte sie. Das gab dem

Mann für einen Moment Kraft, dann jedoch überfiel ihn wieder die Depression, nein, er kam hier nicht weg.

An der Tür standen sie wie eine Wand. Gestalten, die sicherlich schon blutleer waren und als Untote, als grauenhafte Hüllen, weiterlebten.

»Es gibt keinen Ausweg mehr. Ihr befindet euch in meiner Hand!«

Da nickte Vic. Mit dieser Geste deutete er an, daß er sich und seine Familie aufgegeben hatte.

Benjamin strich dort über seine Brust, wo ihn das Messer getroffen hatte. Nichts war mehr von der Wunde zu sehen. Sie hatte sich geschlossen. »Dann wollen wir gehen«, sagte er.

»Wohin?«

»Willst du nicht die Orgel sehen, mein Freund?« erkundigte sich der Teufel lächelnd. Dann wandte er sich an seine Helfer. »Packt sie und führt sie ab!«

Die reagierten sofort. Ehe sich Vic Tyler, seine Frau und auch sein Sohn versahen, standen die anderen bereits vor ihnen und rissen sie herum.

Wie Puppen hingen die Tylers im Griff der lebenden Leichen.

Vielleicht hätte sich Vic noch gewehrt, doch er wußte selbst, daß es vergebene Mühe war.

Und seine Frau?

Sie sagte nichts mehr. Ihr Ausdruck ließ darauf schließen, daß sie nahe daran war, den Verstand zu verlieren. Die Augen waren verdreht, der Blick in unendliche Fernen gerückt. Er schien sogar durch Mauern hindurchzuschauen.

Man stieß sie an, und sie reagierten wie Roboter. Sie verließen den Kellerraum, wurden in den Gang gebracht, sahen vor sich die Treppe und mußten die Stufen hoch.

Hintereinander gingen sie.

An der Spitze Vic Tyler, es folgte Jennifer, und den Schluß machte der Junge.

Dann traten sie nach draußen.

Etwas hatte sich verändert. Feuer brannte innerhalb der Nebelwolken, und die Flammen rissen Vic Tyler wieder zurück in die Wirklichkeit.

Er sah einen brennenden Wagen. Fetter Qualm zog träge über die Straße und vermischte sich mit den Nebelwolken zu einem quirligen Durcheinander.

Benjamin lachte. »Vielleicht wieder ein Opfer«, flüsterte er und rieb sich die Hände. »Ich kann es mir gut, sogar sehr gut vorstellen. Die Hölle wirkt wie ein Magnet. Sie zieht Menschen an, und wofür sind die Menschen letzten Endes geschaffen. Wofür?«

Er schaute Vic Tyler dabei an, und der schüttelte den Kopf.

»Für die Hölle natürlich!« kreischte Benjamin, »für die Hölle…«

***

Ich sah Suko und Manuela. Die beiden waren über die Mauer geklettert, und das sicherlich nicht ohne Grund. Deshalb fragte ich sie danach.

Der Chinese berichtete. Ich hörte genau zu. Was er sagte, paßte genau.

Danach war ich an der Reihe und berichtete von meinen Erlebnissen.

Suko zog die Stirn kraus. »Da scheinen wir direkt in einem Nest gelandet zu sein«, bemerkte er.

»Sieht ganz so aus.«

»Ob es hier überhaupt noch normale Menschen gibt?« fragte Manuela Meyer mit zitternder Stimme.

Ich hob die Schultern. »Bisher habe ich keine gesehen. Mir ist nur ein Wagen aufgefallen, als ich über die Mauer kletterte.«

»Welch ein Wagen?« fragte Suko.

»Ein Ford wohl. So genau habe ich es nicht gesehen. Er muß gegen die Friedhofsmauer gerast sein, aus welchen Gründen auch immer. Und er war leer.«

Suko zog ein bedenkliches Gesicht. »Ob sich die Insassen wohl gerettet haben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du auf das Nummernschild geachtet?«

»Nein.«

Wie auch ich, machte sich der Chinese ebenfalls Sorgen.

Wahrscheinlich waren die Insassen des Wagens ebenso wie wir rein zufällig in diesen Ort gekommen. Wenn ja, dann waren sie auch in die Klauen der Untoten geraten, denn sämtliche Anzeichen sprachen dafür, so schlimm es sich auch anhörte.

Suko teilte meine Ansicht, und er war auch dafür, daß wir die Orgel suchten.

»Aber was machen wir mit unserem Gast?« fragte ich.

Manuela Meyer schaute mich an. Ich las in ihrem Blick die Sorge und bekam sie auch gleich bestätigt. »Ich habe Angst, Mr. Sinclair, wirkliche Angst.«

»Das verstehe ich sehr gut, und wir müssen und werden versuchen, daß wir die Brut ausrotten.«

»Sollen wir nicht fliehen?«

»Womit?«

»Sicher gibt es hier Autos. Wir könnten uns einen Wagen nehmen und mit ihm«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Manuela, so einfach ist das nicht. Nehmen wir einmal an, es gibt normale Menschen hier. Glauben Sie denn, daß wir sie so einfach im Stich lassen können?«

»Nein, da haben sie recht. Aber was sollen wir gegen diese Meute

ausrichten?«
Ich lächelte: »Das lassen Sie mal unsere Sache sein, wir haben da unsere Methoden.«
Manuela Meyer schaute uns mißtrauisch an. »Das sieht ja aus, als hätten Sie so Ihre Erfahrungen«, folgerte sie richtig.
Ich lächelte. »Die haben wir auch.«
Vielleicht hätte ich das nicht sagen sollen, denn jetzt hatte sie einen Grund, nachzubohren. »Ich habe mich sowieso schon gewundert, wie kalt Suko reagierte, als das Feuer plötzlich hoch loderte. Ein anderer wäre doch weggelaufen, voller Panik und Angst..« Sie hob die Schultern.
»Mir kommt es vor, als würden Sie nicht zum erstenmal gegen solche Wesen kämpfen.«
Ich nickte. »Sie haben es erfaßt, Manuela. Wir sind auf schwarzmagische Wesen spezialisiert. In unserer Heimat haben wir einen gewissen Ruf.«
Ihre Augen wurden groß. »Sind Sie doch so etwas wie Detektive?«
»Sogar Polizisten«, erwiderte ich. »Scotland Yard.«
»O nein.« Sie schlug sich gegen die Stirn. »Das darf nicht wahr sein. Ich habe noch…«
»Vergessen sie es«, sagte ich und achtete dabei auf Suko, dessen Haltung sich spannte.
»Ist was?« wisperte ich.
»Da kommt jemand.«
Ich reagierte sofort und zerrte das Mädchen in Deckung eines großen Grabsteins. »Bleiben Sie da stehen und rühren Sie sich nicht vom Fleck.« Manuela nickte.
Ich lief wieder ein paar Schritte vor und gesellte mich zu Suko. Er hatte sich hinter einen Busch gekauert. Rasch hockte ich mich neben ihm.
»Und?«
»Da waren Schritte«, sagte Suko. »Jetzt höre ich sie nicht mehr.«
Ich zog die Beretta.
Im nächsten Augenblick vernahm ich ebenfalls die Schritte. Dann sah ich auch die Gestalt. Sie bewegte sich zwischen zwei Grabsteinen, ging geduckt dabei und sicherte nach allen Seiten.
Langsam hob ich den rechten Arm und mein Zeigefinger umspannte den Abzug der Beretta, denn der Schleicher hielt einen schweren Karabiner in den Händen…

***

Man hatte sie in die Mitte genommen und ließ sie keinen Moment aus den Augen. Denn sie waren wichtig. Schließlich sollten sie die neuen Blutträger sein, um die Orgel wieder spielen zu lassen.

Benjamin schritt hinter der Familie. Zwei Untote rahmten ihn ein. Zwei Wesen ohne Herzen, die wie Marionetten einhergingen und nur das taten, was ihr Herr und Meister befahl.

Die anderen gingen vor der Familie her. Auch der Mann, der die Spitzhacke gehabt hatte und aus dessen Gesicht scharf und kantig ein bleicher Knochen schaute.

Die Zombies wußten genau, wohin sie zu gehen hatten. Den Friedhof ließen sie links liegen, und sie passierten auch den Wagen der Tylers, der mit eingedrücktem Vorderteil an der langen Mauer klebte.

Auch Vic und seine Frau sahen den Wagen nicht. Stur schauten sie nach vorn, ihre Umgebung nahmen sie kaum wahr. Sie hielten sich nur an den Händen fest, wobei sie versuchten, sich gegenseitig Hilfe zu geben.

Sie waren eine Familie, miteinander verbunden, und jeder spürte den Händedruck des anderen.

Gemeinsam hatten sie gelebt, gemeinsam wollten sie in den Tod gehen. Benjamin kannte keine Rücksicht. Er würde auch Kinder opfern, nur damit er auf seiner verdammten Blutorgel spielen konnte.

Nachdem sie den Friedhof und damit auch die Mauer hinter sich gelassen hatten, öffnete sich linkerhand ein schmaler Weg, der aus dem Ort und in die Berge führte.

Dort war das Ziel.

Der Weg war nicht gepflastert. Schotter bedeckte ihn teilweise. Rechts und links lagen zwischen schmalen Holzhäusern unbebaute Grundstücke, auf denen das Unkraut hoch wucherte.

Auch hier tanzte der Nebel. Er hatte sich sogar verdichtet und hing wie Watte vor ihnen.

Die Berge waren nicht zu sehen, aber es ging in die Höhe, und nachdem sie einen alten Holzzaun passiert hatten, der ein Grundstück auf der rechten Seite umschloß, schritten sie nach rechts und mußten jetzt über Steine klettern, denn der Pfad, den sie erreichten, wurde so schmal, daß sie nicht einmal mehr nebeneinander hergehen konnten.

Die Zombies ließen keinen aus den Augen. Sie waren sich ihrer Opfer sicher, und die sollten sich ihrer Opfer auch sicher bleiben, das stand fest.

Auch die Tylers mußten sich loslassen. Sie erlebten den Marsch ins Verderben wie einen schlimmen Traum und merkten kaum, daß der schmale Pfad in einen tiefen Schlund führte.

Hinein in eine gewaltige Felswand!

Der Eingang der Höhle wirkte wie das Maul eines Riesen.

Nebelschwaden dampften davor, man konnte das Gefühl haben, als würde der versteinerte Riese heißen Höllenatem ausstoßen.

Benjamin war nicht mehr zu halten. Er tauchte in den dunklen Eingang und sah bereits nach wenigen Yards den Schein der blasenden

Fackeln, die verteilt in den Felswänden des gewaltigen Höhlendoms steckten.
Und noch etwas gab es hier.
Das Prunkstück, auf das Benjamin so stolz war und das er lange Jahre gesucht hatte.
Die Blutorgel!

***

Ich schoß nicht, sondern ließ die Hand mit der Waffe sinken. Im letzten Augenblick hatte ich auf der Brust des Mannes etwas blinken sehen.
Einen Stern!
Dieser Mann war ein Sheriff.
Oder doch ein Untoter?
»Bleib du hier«, hauchte ich Suko zu. »Ich werde ihn ansprechen, glaube kaum, daß er uns schon gesehen hat.« Mein Partner war einverstanden. »Mister!« Meine Stimme klang zischend, und sie wurde auch gehört.
Der Mann kreiselte herum.
»Nicht schießen!« sagte ich, denn ich sah, wie er sein Gewehr hob und in meine Richtung zielte.
Er zögerte tatsächlich.
»Kommen Sie näher«, sagte ich. »Wer sind Sie?«
»Keiner von den anderen.«
An seiner Haltung erkannte ich, daß er sich entspannte. Der Lauf des Karabiners wies jetzt schräg zu Boden. Ein schmales Lächeln überflog sein Gesicht, als er auf mich zuschritt.
Jetzt sah ich ihn genauer. Er war noch jung, nicht einmal dreißig. Sein dunkles Haar glänzte naß. Er trug eine kurze Lederjacke, die offenstand, eine Jeans und noch um die Hüften einen Revolvergurt geschlungen, in dessen Halfter ein schwerer Colt steckte. Der Gürtel war mit Patronen bestückt.
Wir musterten uns aus kurzer Distanz. Auch ich hatte die Beretta sinken lassen.
»Wer sind Sie?« fragte er.
Ich heiße John Sinclair.
»Ein Fremder.«
»Ja, sogar aus England. Ich bin zufällig in diesen Ort gekommen. Mein Partner und ein junges Mädchen sind noch dabei.«
Der Sheriff grinste schief. »Und Sie leben noch?« fragte er. Seine Frage sollte wohl spöttisch klingen, sie war es allerdings nicht.
»Ja, zum Glück.«
»Gehört Ihnen der Wagen an der Friedhofsmauer?«
»Nein.«

»O verdammt, dann sind noch welche hier.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Gewehrschaft.

Manuela und Suko kamen. Sie blieben neben mir stehen und nickten dem Sheriff zu.

Jetzt stellte er sich vor. Wir erfuhren, daß er. Owen Kelder hieß und von den anderen geschickt worden war.

»Von welchen anderen?« wollte ich wissen.

»Von denjenigen, die noch normal sind. Die meisten Einwohner haben alles im Stich gelassen.«

»Was ist hier eigentlich los?« Ich stellte die Frage, die mir schon lange auf dem Herzen brannte.

»Haben Sie das noch nicht selbst herausgefunden?« erkundigte er sich.

»Ja. In dieser Stadt wimmelt es nur so von Untoten oder Zombies, ganz wie Sie wollen.«

»Das genau ist es.«

»Aber wieso? Hängt es mit der Orgel zusammen?«

»Sie wissen schon gut Bescheid, Sinclair.«

»Das ist mein Job als Polizeibeamter.«

Er grinste. »Dann sind wir Kollegen.«

»Sieht ganz so aus.«

Der Sheriff zündete sich ein Zigarillo an und begann zu erzählen.

»Vor einer Woche hat es angefangen. Da ist dieser Benjamin aufgetaucht, hatte hier Reden gehalten und von einer Orgel erzählt, die angeblich in einem Felsen verborgen war. Mit seinen Reden hatte er die Einwohner neugierig gemacht, und sie wollten nachschauen, was wirklich dran war und was nicht. Sie sprengten einen Teil des Felsens, legten einen Eingang frei und sahen die schwarze Orgel. Von da an überstürzten sich die Ereignisse. Einige Einwohner, mehr als ein Dutzend, gerieten in den Bann dieses Mr. Benjamin, der von sich behauptete, er wäre der Teufel höchstpersönlich. Das große Sterben begann. Die Leute wurden alle von Benjamin getötet, aber sie waren plötzlich wieder da. Sie starben und standen auf.«

»Und Sie sind nicht mißtrauisch geworden?« fragte ich zwischen.

»Natürlich. Ich wollte Benjamin zur Rede stellen. Er unterhielt sich auch mit mir und lachte mich aus. Er hätte niemanden umgebracht, ich sollte doch mal mit den ›Toten‹ sprechen. Das tat ich auch. Sie redeten normal wie immer, nur eins fiel mir auf. Sie atmeten nicht mehr. Ich ahnte, daß etwas Schreckliches begonnen hatte und riet zur Flucht.«

»Viele kamen mit. Wir haben uns dann in den Bergen versteckt.«

»Haben Sie keine Hilfe geholt?«

»Versucht habe ich es. Man lachte mich aus. Lebende Tote, Sie spinnen ja, hieß es. Die wollten mich sogar in eine Irrenanstalt

stecken, wenn ich noch mal anrief. Benjamin hatte freie Bahn und spielte auf seiner verdammten Orgel.« Kelder warf die Kippe weg. »Jetzt bin ich gekommen, um nachzuschauen, denn dieser Friedhof hier spielt auch eine Rolle in dem verdammten Fall. Man hat hier Leute kurzerhand begraben...«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nicht begraben. In den Särgen werden Sie keine Leichen finden, nur die Herzen der Opfer.«

»Was?«

»Ja, das ist eine Tatsache.«

Der Sheriff deutete in die Runde. »In all den Särgen oder in den frisch aufgeworfenen Gräbern liegen nur Herzen?«

»Genauso ist es, Mr. Kelder.«

»Oh, ich werde verrückt.«

Wir ließen ihn in Ruhe. Nach einer Weile fragte ich. »Wissen Sie, wo sich die Blutorgel befindet?«

»Natürlich.«

»Dann gehen wir hin.«

»Aber sie sind in der Übermacht«, warnte der Sheriff. »Ich an Ihrer Stelle wäre vorsichtig. Ich bin auch nur gekommen, um Beweise zu sammeln, weil ich sie meiner vorgesetzten Dienststelle hinlegen will, damit sie endlich einsehen, daß ich nicht gelogen habe, verdammt noch mal.«

»Ich wünsche, daß man Ihnen glaubt.«

»Da sagen Sie etwas.«

Wie viele Gegner sind es denn wohl, mit denen wir es zu tun bekommen?

»Schauen Sie sich die frischen Gräber an, dann werden Sie es erkennen.«

»Man könnte sie ausschalten, in dem man ihre Herzen zerstört«, schlug Suko vor.

»Hast du die Zeit?«

Der Chinese hob die Schultern. »Dann also Kampf«, sagte ich.

»Mit normalen Kugeln sind die nicht zu töten«, warf der Sheriff ein.

»Ich weiß, aber wir haben da so unsere eigenen Methoden, glauben Sie Mir.«

»All right, an mir soll es nicht liegen.« Er warf Manuela einen Blick zu.

»Aber was machen wir mit ihr?«

»Ich gehe mit«, sagte die junge Deutsche. »Auf keinen Fall bleibe ich in diesem schrecklichen Ort allein zurück.«

Ich konnte sie verstehen und hatte auch nichts dagegen. Der Sheriff bot sich an, uns zu führen. »Aber eins sage ich Ihnen, in diese verdammte Höhle, da kriegt mich keiner rein.«

»Das brauchen Sie auch nicht«, erwiderte ich. »Mir ist nur damit

geholfen, daß Sie mitkommen und auf unseren deutschen Gast achtgeben.«

Kelder grinste. »Wüßte nicht, was ich lieber täte«, sagte er.

Dann gingen wir.

***

Er stand vor der Orgel, und sein Gesicht zog sich in die Breite, so sehr lächelte er.

Das war es, was er so lange verloren hatte. Die Blutorgel. Vor Jahrhunderten geschaffen, hatte sie die Zeit überdauert. Ein Künstler hatte sie gebaut, und der Satan selbst war in ihn gefahren und hatte Ihn mit seinem bösen Geist erfüllt. Der Geist des Künstlers hatte sich auf die Orgel übertragen und sie zu einem Instrument der Hölle gemacht.

Selbst Mönche hatten nicht verhindern können, daß die Orgel ihre schreckliche Wirkung verlor, obwohl sie es versuchten, in dem sie den Felsendom verschlossen.

Nun war der Eingang wieder frei, die Orgel konnte gespielt werden, mit dem Blut der Opfer.

Riesig war sie. Gewaltig türmte sie sich vor dem Teufel auf. Die einzelnen Pfeifen wuchsen wie Speere in die Höhe, nur zeigten bei ihnen die Spitzen mit den Luftlöchern nach unten. Blau schillerten sie. Manche heller, andere dunkler. Und über den Luftlöchern waren Gesichter zu sehen. Die Gesichter der Menschen schimmerten durch das Holz, die wegen dieser Blutorgel gestorben waren. Sie hatte man für ewig hier vereint.

Einige Pfeifen waren noch leer, dort schimmerten keine Gesichter, aber es würden bald drei neue hinzukommen. Ihr Blut sollte dafür sorgen. Und wenn sie alles verloren hatten und gestorben waren, würde Benjamin ihnen das Herz nehmen, es vergraben, und sie durch einen schrecklichen Höllenzauber zu willenlosen Voodoo-Dienern machen.

Fast andächtig schritt er auf seine Orgel zu. Die Bank vor den großen Tasten war ziemlich breit und mit schwarzem Leder bedeckt. Im Widerschein der blakenden Fackeln tanzten gespenstische Schatten über die Orgel, und um sie herum wölkte ein bläulicher Dampf.

Auch die Holzpritschen links und rechts wurden vom Dampf überdeckt, so daß sie nur zu sehen waren, wenn man sehr nahe heranging. Dort würden die Opfer liegen. Und ihr Blut sollte dafür sorgen, daß die Orgel wieder spielte.

Benjamin nahm Platz.

Er breitete seine Arme aus, winkelte sie gleichzeitig an und krümmte die Finger.

Starr schaute er auf die Tastatur.

Dann wuchteten seine Hände nach unten, die Finger fanden die Tasten, drückten sie, doch nur ein schauriges Heulen drang aus den Pfeifen.

Die Orgel spielte nicht mehr. Sie war einfach nicht in der Lage, die Höllenmelodie zu produzieren.

»Nein. Nein!« schrie Benjamin, »so nicht«, und er schlug mit der Faust auf die Orgel. »Ich brauche Blut. Sie will Blut haben. Sie bekommt es.«

Er sprang hoch und schaute mit flammenden Blick in Richtung Höhleneingang.

»Schafft sie her!« brüllte er. »Schafft sie herbei!«

Die Zombies hörten seinen Befehl und reagierten. Sie schleiften die drei Opfer in die Höhle. Die Familie Tyler bekam kaum etwas mit.

Willenlos ließen die Menschen alles mit sich machen. Sie sahen zwar die gewaltige Orgel, aber sie nahmen sie nicht richtig wahr, und sie sahen auch nicht die dünnen Schläuche, die irgendwo hinter der Orgel begannen, um sie herumliefen und bei den Pritschen endeten.

Es war eine Blutorgel. Und das Blut der Menschen sollte ihr die satanischen Töne und Klänge entlocken.

Alles war bereit. Benjamin kam langsam auf die drei neuen Opfer zu.

Ein kaltes Lächeln lag auf seinen Lippen, als er die Menschen anschaute. Draußen vor dem Eingang der Höhle wallte der Nebel, im Innern war es der Dampf, der einen Teil der Orgel einhüllte und auch um die Gestalt des Teufels schwebte.

Benjamin war der Teufel, zumindest hatte er sich so genannt, und er drehte sich, wobei er seinen rechten Arm ausstreckte. Der Finger wies auf die Orgelpfeifen, wo die Gesichter schimmerten. »Schaut hin«, flüsterte er, »schaut genau hin. Auch eure Gesichter werde ich dort bald sehen, denn alle, die mitgeholfen haben, die Orgel zu spielen, werden dort verewigt.«

Diese Worte klärten das Bewußtsein der Tylers ein wenig. Sie wurden wieder in die Realität gerissen, schauten auf und sahen sich die Gesichter an.

Eine Schweigepause entstand.

Benjamin behielt die Tylers genau unter Kontrolle. Seine Augen leuchteten, zeigten gleichzeitig einen lauernden Ausdruck und er wartete förmlich darauf, daß etwas geschah, daß sich die anderen rührten oder irgendeine Reaktion zeigen würden.

Er hoffte nicht umsonst.

Bei Vic Tyler bewegten sich die Lippen, als wollte er etwas sagen, doch nur ein Stöhnen drang aus seinem Mund. Denn er hatte auf den Orgelpfeifen die Gesichter der, Zombies erkannt, die ihn und seine Familie auch begleitet hatten. Sie waren mit dieser Blutorgel in allen Punkten verbunden. Die Orgel lebte durch sie, der Satan feierte hier

seine Triumphe.

»Bald!« flüsterte Benjamin, »bald werde ich auch eure Gesichter auf der Orgel sehen. Vater, Mutter und Sohn.« Er lachte und rieb seine Hände. »Der Teufel gewinnt immer, die Hölle reagiert! Niemand kann mich stoppen!« Er gab seinen Helfern einen Wink. »Schafft sie auf die Pritschen!«

Die seelenlosen Geschöpfte wußten nicht, was sie lieber getan hätten.

Brutal trennten sie die drei Menschen.

»Mummy!« Der siebenjährige Ronny schrie verzweifelt und streckte seinen Arm aus, um die Hand seiner Mutter zu fassen, doch die Zombies dachten nicht daran, dem Wunsch des Kleinen nachzukommen. Sie kannten kein Pardon und rissen Jennifer Tyler mit.

Automatisch setzte sie einen Fuß vor den anderen. Sie hatte den Ruf ihres Sohnes zwar gehört, doch sie konnte nicht darauf reagieren. Sie fühlte sich selbst als willenloses Geschöpf, das in den Kreislauf des Schreckens geraten war und auf die Pritsche gedrückt wurde.

Mit ihrem Mann geschah das gleiche. Er lag sogar auf der Bank neben ihr. Seine Augen waren verquollen, die Verzweiflung hielt ihn umfangen.

Man schnallte die beiden fest.

Unter der Pritsche holten die Zombies schwarze Bänder hervor, die sie um die Körper der Bedauernswerten schlangen und durch Schnallen fest klinkten.

Jetzt konnten sie sich nicht rühren.

Auch Ronny nicht, der an der anderen Seite der Orgel festgeschnallt war. Aus großen Augen starrte er gegen die Decke, wo sich der Widerschein der Fackeln zu tanzenden Schatten fand, die geisterhaft über das Gestein leckten.

Auch Ronny hatte begriffen, daß dies jetzt ernst war und kein Spiel. Er konnte wie seine Eltern nicht schreien, er lag zitternd auf der Pritsche und sah zu, wie die Frau aus der Wirtschaft zu ihm kam und nach den beiden Gurten griff, die sie um seinen Körper spannte. Dabei bleckte sie die Zähne und beugte sich soweit vor, daß ihr Gesicht und das des Jungen nur eine Handbreit entfernt waren. »Bald ist alles vorbei«, flüsterte sie, »bald wird der Teufel auch dich geholt haben, und die Orgel wird durch dein Blut eine höllische Melodie spielen.« Sie lachte wieder und trat zurück, aber nur, um die Schläuche zu holen, die an ihrem Ende eine gläserne Spitze aufwiesen, die ähnlich einer Injektion in die Adern des oder der Opfer gesteckt wurden.

Der Junge lag auf dem Rücken. Schweiß glänzte auf seiner Stirn.

Seine Augen waren verdreht, stoßweise drang der Atem aus seinem Mund, und es kostete ihn große Überwindung zu fragen, was mit seinen Eltern wäre.

Die kalten Finger der Frau strichen über die Wangen der Jungen.

»Auch sie liegen auf den Pritschen. Euer Blut wird dafür sorgen, daß die Orgel wieder läuft. Und dann, wenn sie spielt, dann gehört ihr zu uns. Wir werden es uns schön machen. Du willst doch sicherlich wieder bei mir einen Hamburger essen, oder?«

Die letzte Frage war schon der reine Zynismus, aber der Junge merkte nichts davon.

Er verzog das Gesicht.

»Nein, nicht weinen«, sagte das seelenlose Geschöpft, »das hast du überhaupt nicht nötig. Du mußt dich freuen, bald zu uns gehören zu dürfen. Du wirst eingehen in unsere Familie, wir alle gehören zusammen, wir alle halten zusammen, das mußt du dir immer vor Augen halten, mein Kleiner. Wenn du soweit bist, werde ich dich Söhnchen nennen, ich habe mir immer einen Sohn gewünscht, ich…«

Benjamins Stimme unterbrach die Frau. »Seid ihr fertig?« schrie er.

»Ja.« Die Wirtin erhob sich und gab dabei als erste die Antwort.

»Auch du, Snider?«

Snider war der Mann mit der Spitzhacke und dem verunstalteten Gesicht. Er griff jetzt unter seine Jacke und holte ein gewaltiges Messer hervor, das eine gebogene Klinge besaß. Mit diesem Messer arbeitete Benjamin. Er brauchte es, um sich die Herzen seiner Opfer zu nehmen, damit er sie begraben konnte und der gefährliche Voodoo-Zauber wirksam wurde.

Die Seelenlosen traten zurück. Viele von ihnen kannten den Vorgang schon, doch es war für sie immer ein großes Erlebnis, ihm von neuem beizuwohnen.

Benjamin zog seinen Mantel aus. Er entledigte sich auch seiner übrigen Kleidung, faßte dann in sein Gesicht und zog sich eine fleischfarbene Maske ab.

Zum Vorschein kam ein anderes Gesicht.

Das des Teufels!

Dreieckig, unsagbar böse, mit bleckenden Zähnen, die wie Stahlstifte waren, dunklen Augen und einem geschwungenen Oberlippenbart. Er riß auch die Perücke vom Kopf, so daß jeder die Hörner sehen konnte, die aus seiner Stirn wuchsen.

Benjamin war der Teufel.

Asmodis hatte sich gezeigt!

Er war unter seiner normalen Kleidung nicht nackt gewesen, sondern trug ein eng anliegendes Trikot, das dunkelrot schimmerte, wie die Farbe des Höllenfeuers.

Der Satan selbst hatte sich gezeigt. Ein unheimliches Ereignis, etwas, das so gut wie gar nicht geschah, sondern nur in Ausnahmefällen. Und das hier war so ein Ausnahmefall. Er wollte die Blutorgel haben, und er hatte sie.

Endlich…
Nichts war ihm zu teuer gewesen. Die Hölle hatte er verlassen, der Verdammnis war er entstiegen, um sich selbst die Seelen zu holen, die seine weitere Existenz garantierten, denn der Teufel war gierig und grausam. Er konnte seinen Rachen nicht voll kriegen, konnte nie genug bekommen.
Jetzt ging er und nahm auf der Bank vor der gewaltigen Orgel Platz.
Die drei neuen Opfer lagen auf den Pritschen, sie waren festgeschnallt und an den Blutkreislauf angeschlossen.
Nichts konnte mehr schiefgehen.
Der Teufel hob abermals beide Arme, winkelte sie an, und die gekrümmten Finger schwebten über den Tasten.
Dann fielen die Hände nach unten.

***

Es war wirklich gut, daß uns ein ortskundiger Führer zur Seite stand.
Allein hätten wir diese verdammte Orgel wohl nicht gefunden, denn der Nebel machte eine normale Sicht völlig unmöglich. Zudem konnten wir nicht auf den Straßen bleiben, sondern mußten uns durch das für uns unbekannte Gelände schlagen.
Das war schon schlimm, und selbst Owen Kelder mußte hin und wieder stehenbleiben, um sich zu orientieren, obwohl er hier seine Heimat hatte.
Irgendwann erreichten wir einen schmalen Pfad. Es war nur ein Trampelweg, der sich zwischen den Felsen wie der Körper einer Schlange wand und in die Höhe ringelte. Vom Pfad selbst war nicht viel zu sehen, wir folgten kurzerhand dem Sheriff, dessen Rücken sich vor uns schemenhaft abhob.
Dieser Nebel fiel mir auf den Wecker. Ich haßte ihn regelrecht und dachte daran, daß auch in London der Herbst Einzug hielt und den starken Nebel mitbrachte, für den London ja so berühmt und berüchtigt ist.
Ich hatte dem Sheriff noch einmal eingeschärft, mit allem zu rechnen.
Sicherlich war dieser Orgelspieler nicht allein. Bestimmt hatte er seine Zombies verteilt, denn ich konnte mir gut vorstellen, daß sie vor dem Ort, wo sich die Orgel befand, irgendwo lauerten und darauf achteten, daß ihr Meister nicht gestört wurde.
Auf den war ich besonders gespannt. Benjamin hieß er, oder nannte er sich wenigstens so. Und er spielte die Höllenorgel, die mit dem Lebensaft der Menschen gespeist wurde. Dabei dachte ich zwangsläufig an den zerknautschten Wagen, der mit der Friedhofsmauer kollidiert war.
Er war nicht von allein dagegen gefahren. In ihm mußten Menschen

gesessen haben, die keiner von uns gesehen hatte, was für mich den Schluß nach sich zog, daß sich die Bedauernswerten in den Händen dieses Benjamin befanden.

Eine schlimme Vorstellung…

Das Mädchen ging hinter mir und vor Suko. Manuela beklagte sich nicht, sie trug ihr Schicksal tapfer, denn sicherlich wußte sie, was sie zu erwarten hatte.

Unsere Schritte wurden länger, weil sich der Weg steiler in die Höhe wand.

Und dann blieb der Sheriff plötzlich stehen. Er stand breitbeinig, den rechten Fuß vorgestreckt, den anderen schräg gestellt und sich so mit auf dem Weg abstützend.

Das Gewehr hielt er mit beiden Händen fest, die Mündung wies schräg an uns vorbei.

»Ist was?« fragte ich.

»Ja, John.« Er zog die Nase hoch. »Wir befinden uns jetzt in der Nähe dieser verdammten Höhle. Wenn Sie den Weg immer geradeaus gehen, dann müßten Sie es schaffen.«

»Geradeaus ist gut«, sagte ich. »Sie wissen ja, was ich meine.«

»Klar.«

»Und Sie wollen nicht mit?« fragte Suko noch einmal. Der Chinese bildete den Schluß unserer Reihe.

»Nein, ich muß auf das Mädchen achtgeben. Ich kann sie nicht allein lassen.«

»Ich bin ein Hindernis, nicht wahr«, sagte Manuela Meyer.

»Wenn, dann ein hübsches«, erwiderte ich und verzog das Gesicht zu einem Lächeln, wobei ich nicht sicher war, daß die junge Deutsche es auch erkannte.

»Achtung!«

Die Warnung des Sheriffs erinnerte mich wieder daran, aus welchem Grund wir hergekommen waren.

Die Gestalt erschien rechts von uns. Sie stand auf einem Felsen und hatte die Arme ausgebreitet. Der Sheriff riß sofort sein Gewehr hoch.

Zweimal schoß er.

Das schwere Blei raste aus dem Lauf und hieb in die Brust des Zombies, der sich genau in dem Moment vorgebeugt hatte, als die beiden Geschosse ihn trafen.

Sie schleuderten ihn zurück, wobei er von seinem Felsen gefegt wurde wie ein Blatt Papier.

Der Sheriff wandte mir sein Gesicht zu. »Der ist hin«, stellte er fest.

»Glaube ich nicht.«

»Wieso, ich…«

»Er kommt wieder«, sagte Suko.

In der Tat rappelte sich der Seelenlose vom Boden hoch. Er stützte

sich mit beiden Armen am Felsen ab, drehte seinen Körper und wollte auf uns zukommen.
»Ich mach das, John.«
Warum sollte ich eine Silberkugel verschleudern, wenn Suko in der Nähe stand?
Die Riemen der Dämonenpeitsche waren ausgefahren. Schräg pfiffen sie durch die Luft, und sie trafen voll. Fast rissen sie den Kopf des Zombies von den Schultern. Der Untote verschwand und ward von uns nicht mehr gesehen.
»Das war's«, sagte ich.
Der Sheriff begriff nicht. »Aber wie können Sie denn…«
»Später, Kelder, später, wir müssen weiter.« Ich hatte plötzlich ein komisches Gefühl, die Zeit drängte, und ich wollte auf keinen Fall versäumen, irgendwie zu spät zu kommen, ich hätte mir mein Leben lang Vorwürfe gemacht. Zwei Schritte brachten mich neben Kelder. »Sie bleiben zurück und suchen mit dem Mädchen hier ein Versteck. Rühren Sie sich auf keinen Fall, den Rest erledigen wir.«
»Rest ist gut«, sagte er.
Ich fühlte Manuelas Hand an meinem Arm, »Viel Glück«, sagte sie.
»Und auch für Sie, Suko.«
Wir bedankten uns.
Sekunden später sahen wir den Sheriff und die junge Deutsche nicht mehr. Die graue Wand hatte uns verschluckt.
Die Bleistiftlampe brachte nicht viel. Nebel und Dunkelheit, da war kaum etwas zu sehen und wenn, dann erkannten wir unsere Gegner erst im allerletzten Augenblick, wie eben diesen Zombie, der urplötzlich aufgetaucht war.
Längst baumelte das Kreuz offen vor meiner Brust. Das Magazin war mit geweihten Silberkugeln gefüllt, und auch der Chinese hatte seine Waffe schlag-und griffbereit.
Wir würden uns schon zu wehren wissen.
Noch war der Weg schmal und ziemlich steil. Wie wir allerdings erfahren hatten, sollte es vor dem Höhleneingang ein kleines Plateau geben, und das suchte ich, während Suko mehr nach links oder rechts schaute, damit er eventuelle Gegner möglichst schnell erkannte.
Irgendwie kam mir der Nebel plötzlich verändert vor. Auch glaubte ich, ein schwaches, rötliches Schimmern zu sehen, und Sekunden später wußten wir Bescheid.
Vor uns lag der Höhleneingang.
Der schmale Pfad war in dieses kleine Plateau gemündet, an dessen Ende eine gewaltige Felswand in die Höhe wuchs.
Geschafft.
Zu zweit kamen sie.
Suko sah sie zuerst, und ich bekam mit, wie er schattenhaft

untertauchte. Er war nach links geschlichen, ich hörte ein Klatschen, und einen Augenblick später fiel der Zombie zu Boden.

Ich zog das Schwert.

Es war zwar hinderlich, und ich hätte es normalerweise auch nicht mitgenommen, doch ich hatte das Gefühl, es einfach einsetzen zu müssen, und die Mitnahme machte sich jetzt schon bezahlt.

Der zweite Zombie, er hatte es auf mich abgesehen, lief genau in die Waffe.

Mit einem leisen Ächzlaut sank er zu Boden, wo er liegenblieb und verging.

»Gut!« hörte ich Sukos Stimme. Mein Freund tauchte aus dem dichten Nebel auf wie ein Geist.

Ich nickte. »Hast du noch andere gesehen?«

»Nein.«

»Dann können wir ja.«

»Und wie.«

Nebeneinander schritten wir auf den Höhleneingang zu. Das rote Schimmern hatte sich verstärkt. Es war nicht gleichmäßig, sondern unruhig, und ich nahm an, daß es das Licht einiger Fackeln war, das sich da sammelte.

Keiner griff uns an. Die beiden Untoten schienen die einzigen Wächter gewesen zu sein.

Um so besser für uns.

Weit war es nicht mehr. Vielleicht drei Schritte, dann standen wir in der Höhle.

Wir rechneten mit vielem, einem Angriff aus dem Hinterhalt, aber nicht mit dieser unheimlichen Musik.

Benjamin spielte auf der Blutorgel!

***

Zehn Fingerspitzen hieben auf die Tasten der Orgel. Gleichzeitig trat er das Pedal, und die Pedalpfeifen seitlich der Orgel zitterten, als sie die schrillen Töne entließen.

Ja, sie waren schrill und sie glichen entfernt dem Schreien verzweifelter Menschen.

Der Teufel lachte.

Sein Gelächter vermischte sich mit dem Spiel der Orgel zu einem höllischen Furiosum. Das Grauen packte in der Melodie zu, es schwang durch den gewaltigen Felsdom, zitterte hoch bis zur Decke und brachte den Schrecken der Hölle.

Benjamin war in seinem Element. Das Orgelspiel riß ihn mit. Jetzt fühlte er, daß nichts mehr schiefging, daß die Orgel das Blut ihrer Opfer angenommen hatte, denn kein Mißklang erreichte seine Ohren und bewies ihm, daß die Blutorgel die Opfer annahm.

Er spielte weiter.

Gekrümmt saß er auf seiner Bank, die Arme fuhren einmal auseinander, dann wieder zusammen, Hände schwebten über der Tastatur, wuchteten nach unten, schlugen hohe und tiefe Töne zur gleichen Zeit an, brachten den Sturm einer höllischen Musik, die den Felsendom bis in den letzten Winkel ausfüllte.

Und das Lachen des Teufels begleitete diese Musik, es schallte hinein in den brausenden, stürmischen Klang, der zu einem Tosen geworden war und eine Brandung des Grauens aus der Höhlenöffnung schleuderte, die sogar den Nebel durchdrang und auch unten im Ort gehört werden konnte. Gespeist vom Blut der Opfer, die bleich auf ihren Pritschen lagen und sich immer mehr dem Zustand der Ohnmacht näherten. Noch lebten sie, doch mit jedem Anschlag wurde ihnen mehr Lebenssaft entnommen und gab der Orgel die Kraft weiterzuspielen.

Ein Meister beherrschte sie. Ein diabolischer Musiker, der sich immer mehr einspielte und die Höllenmusik zu einem Fanal des Triumphs machte.

Jeder Ton, den die Orgel produzierte, kam ihm wie der schrille Schrei eines Siegers vor, nichts störte sein Spiel mehr, das Blut lief und die schimmernden Gesichter auf den Orgelpfeifen verzogen sich zu Grimassen des Triumphs.

Er spielte.

Der Teufel spielte.

Asmodis hatte sein Reich verlassen, um sich selbst an die Orgel zu setzen.

Ein gewaltiges Ereignis, das Schreckenslied der Hölle wurde auf die Erde gebracht.

Die Zombies standen in der Höhle verteilt. Auch ihre Gesichter zeigten Verzückung. Sie waren dem Satan und seiner Blutorgel hörig. Auch für sie war diese diabolische Melodie Existenz bewahrend.

Und dann peitschte ein Schuß.

Die Kugel fuhr über die Bank hinweg und hieb in eines der Gesichter auf der Orgelpfeife.

Die Pfeife zersprang.

Einer der Zombies stieß einen Schrei aus und kippte zu Boden, wo er bewegungslos liegenblieb.

Mit einem Mißton verklang das Orgelspiel. Benjamin war wie aus einem Traum gerissen worden. Er sprang von seinem Platz hoch und fuhr herum…

***

Ich hatte geschossen!

Und ich stand auch mit angeschlagener Beretta inmitten der Höhle.

In der rechten Hand hielt ich die Waffe, in der linken mein Schwert und das Kreuz baumelte vor meiner Brust, wobei es reagierte, denn um das Kruzifix herum flimmerte, strahlte und blitzte es.

Es spürte die Aura des Bösen, diese gewaltige Schwarze Magie, die sich unsichtbar in der Höhle aufhielt.

Mit einem Mißklang, der unseren Ohren schmerzte, verstummte das Spiel der Orgel…

Ein letztes Nachhallen - aus.

Dann fuhr der Orgelspieler in die Höhe. Wir hatten ihn bisher nicht richtig sehen können, rechneten mit einem Teufelsdiener, der den Namen Benjamin trug.

Ein Diener war er nicht.

Es war der Teufel selbst!

Suko und ich sahen ihn an. Er starrte uns an, überrascht von unserem Auftauchen. Ich sah in diesem dreieckigen Gesicht den Widerschein der Hölle leuchten.

Es war tatsächlich Asmodis, derjenige, der Asmodina aus der Riesenschlange Apep erschaffen hatte, in die sie sich immer wieder verwandeln konnte.

Asmodis, Herrscher der Hölle, oberster Dämon, wie ich annahm. Und nun standen wir uns gegenüber.

Zwei Welten - Gut und Böse.

Ich hatte mein Kreuz, das Kreuz, das der Teufel so haßte. Er, der einmal ein Engel gewesen war und der Überlieferung nach in die ewige Verdammnis gestürzt worden war.

Unbegreiflich, was ich in diesen Augenblicken durchmachte und was mir alles durch den Kopf schoß.

Endlich stand ich ihm gegenüber.

»Asmodis«, Sagte ich, »Herrscher der Hölle und Beherrscher der Blutorgel, das war dein letztes Spiel, ich schwöre es dir!«

Er lachte nur. Wild, schaurig und grausam hallte mir sein Gelächter entgegen. Der Teufel gab nie auf, der hatte zwar Niederlagen erlitten, aber der große Verlierer war er nie gewesen. Wir waren Feinde, Todfeinde und nun hatte uns das Schicksal zusammengeführt. Immer schon hatte ich die Begegnung herbeigewünscht, mich auch gleichzeitig davor gefürchtet.

Das wußte auch Suko. »John, sei vorsichtig«, riet er mir. »Mach nur keinen Ärger.«

»Keine Sorge.« Ich wußte selbst nicht, woher ich die Ruhe nahm.

Normalerweise hätte ich zittern müssen, vielleicht war ich selbst zu überrascht, um alles genau begreifen zu können.

Winzig wirkte er gegenüber der Orgel, die wie ein gewaltiges Kunstwerk der Höhlendecke entgegenragte. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich eine so große Orgel gesehen, sie war wirklich etwas

Besonderes, und sie stand mit den lebenden Toten in einer unmittelbaren Beziehung, denn ich sah deren Gesichter auch als Abdrücke auf den Orgelpfeifen. Aber das war momentan alles unwichtig, für mich zählte Asmodis, der vor seiner Bank stand, von Fackelschein angeleuchtet und von Nebelschwaden umwallt wurde.

Das war er, das war der Teufel!

Herrscher der Dämonen, Fürst im Schattenreich. Und dabei kam er mir nicht ganz so mächtig vor, eher wie eine Comicfigur in seinem scharlachroten Aufzug.

»Bist du es wirklich?« fragte ich, weil ich es einfach nicht glauben wollte.

»Ja, John Sinclair, ich bin Asmodis.«

»Und du bist auch der Herrscher der Hölle!«

»Genau.«

»Gehorchen dir alle Dämonen? Bist du der absolute Fürst?« Ich stellte die Fragen nicht umsonst, denn in letzter Zeit hatte ich Hinweise bekommen, daß die Hierarchie der Hölle ganz anders aufgebaut war und der Teufel oder Asmodis zwar mächtig, aber doch nur eben ein Dämon war. Daß auch er zu gehorchen hatte und zwar einem unfaßbaren Wesen, dem absoluten Grauen.

»Ich werde dir darauf keine Antwort geben!« zischte Asmodis, »aber ich bin froh, daß wir zusammengekommen sind, denn so kann ich dich töten und dein Blut der Orgel zuführen.« Während dieser Worte lachte er mir kalt ins Gesicht.

Nein, Freunde, ich wollte es wissen. Wollte endlich herausbekommen, ob Asmodis wirklich so mächtig war, wie er sich den Anschein gab und wie ich des öfteren gesagt bekommen hatte.

In diesem Moment sprang ich über meinen eigenen Schatten und griff den Teufel an!

***

Aus mehreren Kehlen gleichzeitig brandete ein Aufschrei durch die Höhle. Die Höllendiener konnten nicht begreifen, daß ich, ein Mensch, den Teufel angriff. Ich wollte ihn vernichten, das Böse ausrotten und drosch mit dem Schwert zu.

Wie mächtig war er?

Sehr mächtig.

Ich hätte doch vorsichtiger vorgehen sollen, denn plötzlich spürte ich die Kälte, die wie ein Reif meinen Körper umfaßte und meine Bewegungen lähmten.

Mitten in der Luft blieb das Schwert hängen. Ich bekam es nicht mehr nach unten.

»John!« schrie Suko. »Was machst du?«

Asmodis aber lachte. Er streckte beide Arme aus, spreizte die Hände,

und ich wurde mir der Gefahr bewußt, in der ich plötzlich schwebte.

Da schallte ein Wort durch die Höhle.

»Topar!«

***

Die Szene erstarrte zur Bewegungslosigkeit. Nur Suko war in der Lage, so zu handeln, wie immer.

Er konnte sich bewegen.

Und noch jemand.

Asmodis!

An ihm prallte die Magie des Stabes ebenfalls ab, was bewies, wie mächtig er war.

Der Teufel und Suko rannten auf mich zu, und der Chinese setzte all seine Kraft in einen gewaltigen Sprung, streckte dabei die Arme aus und riß mich von den Beinen.

Das Feuer verfehlte mich.

Es drang aus den Händen des Höllenfürsten und hätte mich als auch Suko verkohlt. Statt dessen wirbelten die Flammenzungen über uns hinweg und trafen die Wand, wo sie sogar Gestein wegschmolzen, das in dicken Tropfen zu Boden fiel.

Dann hatte Suko das Schwert an sich gerissen.

Im gleichen Augenblick war die Zeit um.

Ich bewegte mich wieder, die Zombies ebenfalls und auch der Chinese.

Und er schleuderte Desteros Waffe.

Genau in der Körpermitte wurde Asmodis getroffen. Von der Wucht nach hinten geschleudert, wobei er gegen die Bank krachte und darauf niederfiel.

Wir hatten ihn!

Ich lachte wild auf, stemmte mich hoch, griff nach dem Kreuz und warf mich dem Höllenfürsten entgegen.

Ich fiel ins Leere.

Er hatte uns genarrt. Innerhalb eines Sekundenbruchteils hatte er sich aufgelöst und schwebte plötzlich hoch über uns, dicht unter der Deckenhöhle.

Bis jetzt hatte er nur gespielt, doch in den nächsten Sekunden bewies er, wie mächtig er war. Sein Körper blähte sich auf, wir sahen ein riesiges, dreieckiges Gesicht unter der Decke schimmern und grausame Augen, aus denen es im nächsten Augenblick Höllenfeuer regnete, das uns mit seiner Kraft verbrennen sollte.

»Vernichten werde ich euch!« brüllte Asmodis und entfachte einen gewaltigen Sturm, der nicht nur uns von den Beinen riß, sondern auch die Zombies.

Und dann war im wahrsten Sinne des Wortes die Hölle los!

***

Um uns herum begann ein Inferno, wie ich es wohl noch nie erlebt hatte. Suko und ich lernten die ganze Macht und Wut des Teufels kennen, er verwandelte diese Höhle in eine Stätte des Schreckens.

Wir wurden wie Blätter durch die Luft geschleudert. Ich krachte gegen die Sitzbank an der Orgel, hatte trotzdem die Augen weit aufgerissen und sah, wie Suko sich in der Luft überschlug, zu Boden prallte und vom Windstoß erfaßt, auf den Ausgang der Höhle zurollte. Der Teufel persönlich hatte Suko unbewußt das Leben gerettet.

Aber ich befand mich in dem Inferno.

Der glühende Regen fiel von der Höhlendecke. Er erfaßte alles, was sich inmitten dieses Felsendoms bewegte.

Ich sah die seelenlosen Zombies zusammenbrechen. Sie standen plötzlich in Flammen, ich hörte ihre Schreie und konnte mit eigenen Augen erkennen, wie der Teufel seine selbstgezüchtete Brut gnadenlos vernichtete.

Die Wände der Höhle begannen zu glühen. Dunkelrot strahlten sie und ich schaute gegen sie wie auf eine Filmleinwand. Ich sah plötzlich Szenen aus einem gewaltigen Höllenkrater, sah mir bekannte Gesichter, wie Dr. Tod, Asmodina oder auch Xorron, dessen weißsilberige Haut durch das glühende Rot schimmerte.

In dieser Höhle veränderten sich die Zeiten, weil der Teufel mit ihnen spielte.

Eine kopflose Asmodina schien mir entgegentorkeln zu wollen, und übergroß erkannte ich das Gesicht des Solo Morasso, der seinen Triumph nicht verbergen konnte.

Auch der grüne Dschinn erschien und er schwang eine gewaltige Sense, von der in dicken Tropfen das Blut fiel und auf dem Boden verdampfte, wobei es rote Dämpfe bildete.

Von selbst begann die Orgel zu spielen. Eine gräßliche, disharmonische Melodie. Sie untermalte die Szenen mit ihren grausamen Klängen. Dann verschwanden die Bilder, die ich nicht zu deuten wußte und die viel leicht Bilder aus der Zukunft waren, wie ich ähnliche Szenen vor Jahren schon einmal gesehen hatte, als ich in das Dämonenauge schaute und wobei hinterher die Zukunftsvisionen Wahrheit geworden waren.

Verhielt es sich hier ähnlich?

Man ließ mir nicht die Zeit, darüber nachzudenken. Jemand wurde auf mich zugeschleudert. Eine Frau mit schwarzen Haaren, bleichem Gesicht und grell geschminktem Mund.

Ein weiblicher Zombie!

Bevor sie gegen mich fiel, wurde sie von einer fallenden Flamme erfaßt und verbrannt.

Sie starb lautlos.

Aber warum lebte ich noch?

Ich konnte mich sogar auf die Füße quälen, und jetzt erst fiel mir auf, daß mich mein Kreuz gerettet hatte.

Es war mit dem absolut Bösen mit seinem ureigensten Gegner konfrontiert worden, und es entfaltete die Kräfte, die in ihm wohnten. Es kämpfte gegen den Teufel an, der vor Urzeiten einmal ein Erzengel gewesen sein sollte, und die Erzengel waren es, die meinem Kreuz den Stempel aufgedrückt hatten.

Wie ein Betrunkener taumelte ich durch das Feuer, wußte nicht mehr, wo rechts, links, oben oder unten war, ich befand mich in einem mörderischen Kessel aus Magie und Gegenmagie.

Welche würde siegen?

Dann zerplatzte die Blutorgel. Als hätten Riesenhände sie umklammert und zusammengedrückt, so krachte dieses gewaltige Bauwerk zusammen. Die Pfeifen der Orgel splitterten nach allen Seiten weg, dieses Rieseninstrument wankte, und ich sah, wie es auf mich zufiel.

Mein Schrei war in höchster Angst geboren. Diese Orgel würde mich zerschmettern, ich riß die Arme hoch und fühlte mich plötzlich an den Händen gepackt.

Weit riß ich die Augen auf.

Vier Gesichter sah ich.

Vier ernste und gütige Gesichter, mit Augen, in denen eine zwingende Kraft steckte, und die hilfreichen Hände hoben mich hoch, weg von den stürzenden Orgelteilen.

Michael, Gabriel, Raffael und Uriel! So lauteten ihre Namen. Sie hatten das Kreuz erschaffen, so die Legende, und sie waren es, die durch das Kreuz zu Hilfe gerufen wurden, um mich den Klauen des Teufels zu entreißen.

Ich sah sie auf einmal dicht vor mir, konnte direkt in ihre Gesichter schauen, merkte, daß sie von einem weißgelben Strahlenkranz umflort waren und hörte zuletzt ein gewaltiges Brüllen.

Es war das Wutgebrüll des Teufels, der sich seiner Beute entrissen sah. Danach wußte ich nichts mehr, denn das Kreuz und die Engel explodierten vor mir in einer grellen, lautlosen Detonation, die alles mit sich riß.

Auch mich…

***

Die Luft war kühl und klar, als ich die Augen öffnete. Sterne schimmerten am Himmel, der wirkte wie schwarz angestrichener Samt.

»Da bist du ja«, sagte Suko, und ein Schatten fiel über mich. Es war nicht der meines Freundes, sondern ein wesentlich schmalerer. Er

gehörte Manuela Meyer.
Ich richtete mich auf.
Da war kein dumpfes Gefühl im Kopf, nichts. Es schien, als hätte ich nur geschlafen.
Sie hockten um mich herum.
Manuela, Suko, der Sheriff und drei Personen, die ich nicht kannte.
Eine Frau, ein Mann und ein Kind. Sie blickten allesamt ein wenig verstört und waren bleich wie eine frisch verputzte Hauswand.
»Und?« fragte ich.
Suko gab keine Antwort. Dafür lächelte er, und ich wußte, daß sich seine Gedanken in die korrekte Richtung bewegten.
Aber der Sheriff sagte etwas. »So was habe ich noch nie erlebt. Wir haben draußen gewartet, hörten sogar das Schreien, sahen das Feuer, rannten hin und fanden euch. Gleichzeitig verschwand auch der Nebel, nur die Höhle ist zusammengekracht, von der Orgel ist nichts mehr übrig und auch nichts von den Zombies. Sie sind weg, verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.«
»Vielleicht haben sie auch nie existiert«, sagte ich leise.
»Nein, das glaube ich nicht. Was meinen Sie, Manuela?«
»Ich begreife überhaupt nichts mehr.«
»Und Sie?« wandte sich der Sheriff an die Familie, die dicht zusammensaß.
»Wir haben nur geträumt«, antwortete der Mann. »Nur geträumt. Es war ein Traum, in dem Geister mitspielten. Sie haben uns gerettet. Ich sah Gesichter und einen strahlenden hellen Glanz. Nicht wahr, Jenny? Es war ein Traum, ein wunderbarer Traum.«
»Ja, das war er«, flüsterte die Frau und begann leise zu weinen.
Diesmal vor Glück.
Ich aber schaute zum Himmel, der sich unendlich in seiner Weite über unsere Köpfe spannte.
Diesmal hatte Asmodis persönlich eine Niederlage erlitten, allerdings nicht durch mich, sondern durch das absolut Gute. Ich war froh, daß es dies noch gab und das Gefühl, dem Leben wiedergegeben worden zu sein, es durchströmte mich wie ein elektrisches Kraftfeld.
Wir besaßen Waffen des Lichts, starke Feinde standen gegen uns, manchmal unüberwindlich, doch es gab Wesen, die schützend ihre Hände über uns hielten.
Es war ein beruhigendes Gefühl, dies zu wissen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 122 »Der Knochenthron«